

35
0
17
Wille
APRIL 1933
59. JAHRGANG

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEGEBEN
VON RUDOLF PECHEL

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN
EINZELHEFT M. 1.—
PRO QUARTAL M. 2.75

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
ERICH MÜLLER	Konservativer Anspruch 1
MATTHIAS SCHOLTES	Katholizismus und deutsche Revolution 6
PAUL FECHTER	Der Zusammenbruch des Kunstbetriebes 9
ROBERT PAUL OSZWALD	Wilhelm von Oranien. Zum 400. Geburtstage 12
WILHELM KOHL	Dilettanten. Erzählung 21
GEORG KEFERSTEIN	Zur Charakteristik des Parvenüs 30
FRIEDRICH KOTTJE	Götzendämmerung in der Naturwissenschaft 36
ALBERT DRESDNER	Ein langobardischer Königsschatz 45
WERNER BERGENGRUEN	Bücherschrank und Papierkorb 48
D. R.	Neue Bücher 52
FRITZ H. HERRMANN	Herman Wirth's Werk und die Wissenschaft 57
POLITISCHE RUNDSCHAU	60
VOR DEM SCHNELLRICHTER	73

AUS DEM INHALT DER NÄCHSTEN HEFTE

PAUL BERNHARD	Johannes Brahms
ARVID BRODERSEN	Henrik Steffens und der deutsche Freiheitskampf
FRANZ DÜLBERG	Der Schöpfer der westnordischen Bildform
CARL HAENSEL	Die Krisis des Strafrechtes
J. v. ÜXKÜLL	Magische, mechanische und dämonische Weltanschauung
JULIUS ZERZER	Die Krähe. Erzählung

Ferner Beiträge von Werner Deubel, Hans Prinzhorn, Ruth Schaumann, Georg Schmidt-Rohr u. a., wie im Märzheft angekündigt

DEUTSCHE RUNDSCHAU im Jahre 1874 von Julius Rodenberg gegründet, erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis pro Heft 1.— Mark • vierteljährlich 2.75 Mark
halbjährlich 5.25 Mark • Jahresbezug 10.— Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag. Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse J 2, Berlin SW 19, Jerusalemer Straße 65-66 / Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 595 01 und Leipzig Nr. 4531 / Fernsprecher: Amt Dönhoff A 7 Nr. 7450 und 8056

n unsere Leser!

Die entscheidende politische Wandlung, die in revolutionären Formen im deutschen Volke vor sich gegangen ist, ist erst der Auftakt zu tiefgreifenden Umwälzungen auf allen Kulturgebieten, die von den Führenden sowohl als vom ganzen Volke das Höchstmaß an Verantwortungsbewußtsein fordern.

Die „Deutsche Rundschau“, die seit je in der vordersten Front der deutschen Erlebungsbewegung gestanden hat, wird diese Wandlung in ihrer tiefsten Schicht auf allen Bereichen der Politik und Kultur deuten, sie wird von einheitlichen, deutschen Gesichtspunkten aus die weltanschaulichen Ziele der Revolution jenseits aller Parteien aufzeigen, Unzulänglichkeiten der Entwicklung kritisch behandeln und den deutschen Männlichen Denkern das Wort geben.

Mit dem Durchbruch der nationalen Revolution ist die „Deutsche Rundschau“ neuer vor die Aufgabe gestellt, ihre Arbeit in weiteste Volkskreise hineinzutragen. Als Mittel hierzu ist die unten angekündigte, einschneidende Preissenkung, die nicht nur unseren jetzigen Lesern in vollem Ausmaße zugute kommt, sondern auch neue Leser aus allen Schichten werben soll. Wir bitten deshalb alle unsere Leser, uns die beiliegende Karte Anschriften solcher Persönlichkeiten zu nennen, bei denen wir Interesse für die Kulturarbeit der „Deutschen Rundschau“ voraussetzen. Wir werden an allen Genannten kostenlos und unverbindlich ein Probeheft der „Deutschen Rundschau“ zukommen lassen.

Berlin im März 1933

Schriftleitung und Verlag der
DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Unsere Preissenkung

Vom 1. April 1933 ab gelten für die DEUTSCHE RUNDSCHAU die folgenden Bezugsbedingungen:

Jahresbezug 10,— Mark (bisher 18,— Mark)
Halbjahresbezug 5,25 Mark (bisher 9,60 Mark)
Quartalsbezug 2,75 Mark (bisher 4,80 Mark)
Einzelheft 1,— Mark (bisher 1,75 Mark)

Zu diesen Preisen tritt die Gebühr für Porto und Verpackung, die bei direktem Bezug vom Verlag innerhalb des Deutschen Reiches 0,08 Mark pro Heft beträgt, bei Auslandsbezug 0,20 Mark pro Heft. Der Studentenrabatt beträgt vom April ab 25 Prozent.

Jahres- und Halbjahresabonnenten, die für den Bezug der DEUTSCHEN RUNDSCHAU über den 1. April hinaus den vollen Preis nach den bisher geltenden Sätzen vorausbezahlt haben, erhalten eine entsprechende Gutschrift, die auf späteren Bezug der DEUTSCHEN RUNDSCHAU oder auf den sofortigen Bezug von Büchern aus unserem Verlage angerechnet werden kann. Die Höhe dieser Gutschrift beträgt z. B. für Jahresabonnenten, deren Abonnement im Oktober 1932 begonnen hat, M. 4,—; für Jahresabonnenten, deren Abonnement im Januar 1933 begann, M. 6,—. Die gegen Gutschrift zu verrechnenden Bücher sind neben den „Literarischen Neuigkeiten“ (gegenüber der letzten Textseite dieses Heftes) aufgeführt. Wir bitten alle Abonnenten, die auf eine derartige Gutschrift Anspruch haben, die beiliegende Karte sorgfältig auszufüllen und uns einzusenden.

Will Vesper

Paul Fechter sagt in seiner soeben erschienenen Literaturgeschichte „Dichtung der Deutschen“ von Will Vesper, er sei „der Großsegelbewahrer des Natürlichen in dieser Zeit des Naturalistischen und der Theoretik geblieben; aufrecht, zart und kraftvoll zugleich, ausgehend von der großen deutschen Überlieferung und vom lebendig gebliebenen Blut, hat er seine rein aus dem Gefühl natürlicher Verbundenheit mit Welt und Menschen steigenden Verse in die zerfallende Zeit gestellt und so geholfen, die bindenden Kräfte über die Zwischenspiele des nur literarischen hinwegzutragen“. Um dieses, mit allen Fasern in der lebendigen Gegenwart wurzelnde dichterische Werk einem immer größeren Kreis zu erschließen, haben wir neue billige Preise festgesetzt.

Porzellan

Novellen. Abenteuerliche Liebesgeschichten aus der Zeit des Rokoko und der Renaissance, mit Humor und überlegener Ironie erzählt. 10. Tausend. Reinen 2.90 RM

Die ewige Wiederkehr

Novellen. Geschichten von Liebe und Tod, mit der ruhigen Zurückhaltung und dunklen Lösung der alten Meister berichtet. 5. Tausend. Halbleinen 2.40 RM

Wer? Wen?

Auflspiel. Reinen 2.40 RM

Ferner erschienen im Verlag Albert Langen / Georg Müller - München:

Das harte Geschlecht

Roman

41.—46. Tausend. Reinen 5.50 RM

Briefe zweier Liebenden

Gedichte. 26. Tausend. Reinen 2.40 RM

Mutter und Kind

Gedichte. 7. Tausend. Reinen 2.40 RM

Schön ist der Sommer

Gedichte. 10. Tausend. Reinen 2.40 RM

Die Liebesmesse

Gedichte. 6. Tausend

Gebunden 1.80 RM, Reinen 2.40 RM

Der blühende Baum

Neue Gedichte

7. Tausend. Gebunden 1.80 RM

Sam in Schnabelweide

Eine lustige Kleinrats-Geschichte

5. Tausend. Reinen 4.80 RM

Immer wieder weisen wir mit allem Nachdruck hin auf

Die Neue Literatur

Eine literarisch-kritische Monatschrift, unentbehrlich für jeden geistig Interessierten als sicherer Führer durch das deutsche Schrifttum der Gegenwart.

Herausgeber: Will Vesper

In der „Neuen Literatur“ wird mit allen Kräften gekämpft für ein freies, reinliches und wesenhaftes deutsches Schrift- und Volkstum, unabhängig, gerecht, rücksichtslos und verantwortungsbewußt zugleich. „Die wahrhaft kritische und dennoch durchaus positiv lebendige und keineswegs engherzige Kritik der neuesten Dichtung ist hier am ehesten zu finden.“ (Zeitschrift für Deutschkunde, 1931)

Vierteljährlich nur 3.50 RM / Probehefte gerne kostenlos

Eduard Avenarius Verlag / Leipzig CI

Erich Müller

Konservativer Anspruch

I.

November 1918. Der Pöbel ist entfesselt. Schwarzweißrote Fahnen werden von einer johlenden Menge durch die Gasse gezerrt. Da verhüllt die Nation ihr Haupt und geht in die Verbannung. Die Idee des Reiches flieht zu den Wenigen, die, ihr eine Heimstatt gebend, die Zeichen seiner Macht und seines Ruhmes lieber wie bei Scapa Flow in den Untergang schicken, als daß sie, wenn auch ohne Willen und nur auf Befehl, Selbstentmannung nun vor dem Feind begingen. Noch einmal fordert die Ehre ihr Recht, bis sie überslutet wird von den Wogen des Umsturzes, einer Revolte, die, vom Defaitismus genährt, jeder geschichtlichen Größe bar war, und der damit jeglicher Enthusiasmus mangelte.

Jene Zeit erfährt jetzt ihre Sühne. Ueber dem Land weht wieder unsere Fahne. Diese Zeit haben wir mit heißem Herzen ersehnt. Dafür haben wir seit jenem November gestritten, einsam und oft nicht verstanden, verspottet und versempt, immer die ewigen Quellen des Reiches suchend. Darum ist unsere Freude stark, daß die Verirrung in unserer Geschichte nunmehr ihre Korrektur erhält. Indem wir uns zu dem deutschen Durchbruch zur Macht und seiner Symbolik als zu einem Werk bekennen, an dem wir teilhaben, dürfen wir gerade in dieser Stunde nationaler Hochstimmung, in dieser Phase der nationalen Revolution mit Moeller van den Bruck sagen: „Alle Revolution ist Nebengeräusch, Zeichen von Störungen, doch nicht Gang des Schöpfers durch seine Werkstatt, nicht Erfüllung seiner Gebote, noch Uebereinstimmung mit seinem Willen. Die Welt ist erhaltend gedacht. Und wenn sie sich verwirrt hat, dann renkt sie sich alsbald aus eigener Kraft wieder ein: sie kehrt in ihr Gleichgewicht zurück. Alles Revolutionärthum kann nur in dieser Richtung wirken, in der am Ende nur wieder die Bahn für den konservativen Menschen freigemacht wird.“

Nur Böswilligkeit kann dieses Wort in der Richtung deuten, als stehe der konservative Mensch in Zeiten der Verirrungen seines Volkes abseits und lasse den Dingen den Lauf, bis nach der revolutionären Umgestaltung die Stunde seines Handelns gekommen sei. Vielmehr sieht der konservative Mensch, daß wir, „die in eine bestimmte Zeit geboren werden, immer nur fortsetzen, was andere begonnen haben, und daß wiederum dort, wo wir abbrechen, andere abermals aufnehmen. So gibt der konservative Mensch sich Rechenschaft über alles, was flüchtig ist, hinfällig und ohne Bestand, aber auch über das, was erhaltend ist und wert, erhalten zu werden. Er erkennt die vermittelnde Macht, die Vergangenes an Künftiges weitergibt. Er erkennt mitten im Seienden das Bleibende. Er erkennt das Ueberdauernde.“

Solche konservative Rechenschaft gilt es heute abzulegen. Wie wir im Umsturz des Jahres 1918 aufgerufen wurden, die Revolution zu gewinnen, sie nicht allein abzulehnen und zu bekämpfen, sondern sie als schöpferisches Mittel zur staatlichen

Gestaltung zu benutzen, also Probleme einer Lösung nahezubringen, die ohne diesen Umsturz nicht lösbar gewesen wären, so heißt es auch heute, die Revolution unserer Tage zu gewinnen, uns nicht mit Freudeausbrüchen über die Wiedergewinnung nationaler Ehre zu begnügen. Es gilt vielmehr, da unsere völkische und staatliche Ehre nur *a u ß e n p o l i t i s c h* wieder errungen werden kann, über die Enge innenpolitischer Auseinandersetzungen hinauszuwachsen und endlich der geistesgeschichtlichen Revolution, die säkular und europäisch ist, den Weg zu ihrer Sichtbarwerdung und Erfüllung freizulegen.

II.

Neben die Fahne des Großen Krieges hat der Staat die Feldzeichen der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung gesetzt. Damit ist das Verdienst dieser Bewegung um die Wiedergeburt des Volkes anerkannt. Es wird im Lager der nationalen Bewegung niemand geben, der nicht mit dem Reichspräsidenten die Anerkennung des geschichtlichen Verdienstes Hitlers teilte. Gerade weil wir es tun und uns als seine ihm unbekannten Mitkämpfer fühlen, dürfen wir den *S t a a t s m a n n* Hitler vor der ungerechten Auffassung zu bewahren versuchen, als sei der Durchbruch des Januar allein der Erfolg *e i n e r* Bewegung. In der NSDAP spielt das Wort vom „unbekannten SA-Mann“ eine große Rolle. Nun — wir, die wir der Partei nicht angehören, ohne deshalb weniger leidenschaftlich der Sache der nationalen Revolution verpflichtet zu sein, können mit Fug und Recht jenes Wort abwandeln, auf uns beziehen und — auch von der NSDAP — Anerkennung hierfür erwarten.

Als der nunmehr berühmt gewordene Kreis der sieben Männer, von dem Hitler zu seinem grandiosen Aufstieg den politischen Ausgang nahm, sich zusammensand, hatte das nationale Deutschland bereits seine erste Schlachten siegreich geschlagen. In der Folgezeit, da Hitler sammelte, brannte es nur zu oft an den Grenzen nicht allein unseres Staates, sondern auch in den fernen Weiten des deutschen Volksbodens. Es bedeutet keine Schmälerung des Verdienstes des jetzigen Kanzlers, aber eine Würdigung der „unbekannten Soldaten der deutschen Revolution“, wenn wir feststellen, daß die Niederschlagung der kommunistischen Aufstände in Mitteldeutschland und Bayern, die Kämpfe an Rhein und Ruhr, im Baltikum und in Oberschlesien, in Kärnten und wo immer das Reich in Gefahr war, geführt wurden, ohne daß die Kämpfer, wie es heute der Fall sein würde, ihren Antrieß von einer politischen Bewegung erhielten, sondern sie stritten nur für das unsichtbare Reich.

Was soll damit gesagt sein? Bewegung und Staat konnte der Nationalsozialismus gleichsetzen, solange er sich im Kampf um den Staat befand. Je mehr die Bewegung aus der Sphäre der Propaganda in das Stadium der Staatsgestaltung überwechselt, hat sie den Notwendigkeiten auf dieser höheren Ebene gerecht zu werden. Und zu diesen Notwendigkeiten gehören die Anerkennung geschichtlicher Tatsachen ohne propagandistische Korrekturen und — die Schlußfolgerungen daraus.

Wie es durchaus der von der NSDAP erhobenen Parole der Volksgemeinschaft widerspricht, in Schwarz-Weiß-Malerei die eigenen Wähler als den neuen Adel der Nation und die Gegner als minderwertig zu erklären, so liegt auch eine Mißachtung eines der typisch deutschen Wesenszüge, des Föderalismus, der auch für die nationale Bewegung seine Geltung hat, darin, im Lager der sich zur Nation Bekenennenden Differenzierungen vorzunehmen, die nicht Einordnungen nach den inneren Werten der Persönlichkeiten sind.

Das deutsche Volk ist keine lateinische Nation. Was der Fasclsmus vollzog, indem er sich allein und ausschließlich als Staat konstituierte, ist in Deutschland nicht nachzuahmen. Die Anerkennung der heroischen Leistungen des gesamten nationalen Deutschland in der Nachkriegszeit sowohl in aktiven Kämpfen wie an Bemühungen um eine politische Sinngebung unseres Schicksals und mühsamer geistiger Kärnerarbeit sollte fasclstische Vorstellungen wie einen Spuk verfliegen lassen. Indem wir damit romanische Staatsauffassungen als dem deutschen Charakter abträglich erklären, begeben wir uns keineswegs in eine Bundesgenossenschaft mit dem Liberalismus, der wesensmäßig Feind jeder Diktatur und alles Autoritären ist. Wir wollen nur nicht, daß das verkündete Programm, jedem Mitkämpfer aus den Anfängen der nun zum Staat vorgestoßenen Bewegung eine entsprechende Versorgung zuzusichern, mehr wird als der Ausdruck einer verständlichen Anerkennung für Kampf- und opferreiche Gefolgschaft.

III.

Damit nähern wir uns einem anderen Problem. Die deutsche Revolution ist, mag sie sich im Augenblick auch noch so sehr oder gar allein als eine politische Angelegenheit darstellen, letztlich eine Umwälzung im Geistigen. Der Niedergang unseres Volkes und Staates datiert nicht erst seit jenen trüben Novembertagen. Zwar stürzte die Kurve unseres völkischen Seins damals in beschleunigtem Zeitmaß ins Bodenlose, aber sie setzte mit ihrem Abstieg bereits ein, als fremdvölkische Ideen in unseren Geistes- und Seelenraum einströmten. Die geistige Revolution unseres Jahrhunderts hat nicht das flägliche Geschlecht von 1918 als den Feind zu erkennen, sondern unverföhnlicher Widersacher der Ideenwelt von 1789 zu sein. Es heißt im Zuge der Gerechtigkeit zu handeln, die Schuld des November zu sühnen. Da die Schuld aber eine politische ist, die nicht moralisch gewertet werden kann, hat sie auch politisch ihre Sühne zu erfahren. Und solche Sühne kann nur darin bestehen, jede Spur der Ideenwelt der französischen Revolution in unserem Volk auf immer und ewig zu tilgen.

Gegen jene Ich-Zeit haben wir die Wir-Zeit zu setzen. Wir haben die Zeit, die, diesseits gerichtet, den Verstand vergöhte und im Selbstzweck begründet war, abzulösen durch eine im Jenseitigen verankerte, im Glauben lebende und in Blut und Geschichte begründete neue Epoche. So erkennen wir diese Revolution als eine geistige und sittliche, die mehr noch als die politische den Gesetzen des organischen Werdens unterworfen ist.

Dabei mögen sich auch die Verantwortlichen bewußt sein, daß Demokratie, Parlamentarismus und wie die Ausdrucksformen des Liberalismus sonst heißen, nur Projektionen sind, und zwar auf die politische Ebene. In den übrigen Bezirken unseres Lebens, in Kultur und Wirtschaft, erfahren wir die gleichen Abzeichnungen ein und desselben Geistes, des Geistes, der in den Begriffen Masse, Klasse und Partei, Mechanisierung und Kollektivierung lebt. Bevor nicht an seine Stelle eine Haltung getreten ist, die gegen ihn die arteigenen Werte unseres Volkes, Persönlichkeit und Gliederung auf ihrem Nährboden der Gemeinschaft, setzt, können wir nicht von einer Vollendung der deutschen Revolution sprechen.

Wir sind uns vollkommen klar darüber, daß einer der Wege zur staatlichen Machtergreifung war, sich der Mittel zu bedienen, die dem Wesen und den Einrichtungen des zu erobernden Staates gemäß waren. Wie der 5. März gelehrt hat, konnte der Staat von Weimar mit dem System von Weimar erobert werden. Es bleibt nur die Frage, ob der Charakter des alten Staates nun, wenn auch im neuen Gewande, erhalten werden soll. Dabei spielt im Grunde keine Rolle, ob die

in der Hauptsache befehden Parteien — wie die der Mitte — aufgerieben oder aus ihrer Schlüsselstellung entfernt sind oder — wie die der Linken — durch besondere Maßnahmen an der Sichtbarmachung ihres politischen Willens gehindert werden. Auch ein Staat, in dem nur nationale Parteien sind, ist ein Parteienstaat und mit den Hypothesen des Liberalismus belastet. Selbst eine freiwillige Klausur der nationalen Parteien und eine dadurch legal an das Kabinett delegierte Diktatur bedeutet noch keine radikale Aufhebung des Parteiensystems. Eine endgültige Absehung von den politischen Ausdrucksformen des Liberalismus ist erst mit der Preisgabe des Prinzips, das Volk in Parteien sich ordnen zu lassen, gegeben. So würde das Opfer der Selbstauflösung der Parteien der sichtbarste Ausdruck der Revolution sein. Und da eine Revolution, wenn sie zukunftsträchtig sein soll, total sein, also auch eine sittliche Revolution werden muß, müssen auch aus diesem Grund die der sittlichen Erneuerung im Wege stehenden Parteien fallen. Dabei verstehen wir unter sittlicher Erneuerung nicht die notwendige Säuberung unseres kulturellen Lebens von Sinnen- und Sensationspekulationen jeder Art, sondern die Einsehung des Wertes in seinen Rang, gegen die das Prinzip der Partei steht, das nicht nach Persönlichkeitswerten ruft und gliedert, sondern nach Gesetzen, die nur der Partei eigen sind.

IV.

Es mag hingehen, daß dem Volk oft Gelegenheit gegeben wird, seiner Freude über den errungenen Sieg in vielen Zeichen Ausdruck zu geben. Es mag im Interesse der Stärkung der Staatsautorität sogar begrüßenswert sein, wenn breite Massen des Volkes sich häufig und laut zu den Symbolen des neuen Staates bekennen. Es geht aber nicht an, solche Begeisterung höher zu schätzen, als sie wert ist. Gesinnung hat viele Worte. Haltung, die abgeklärt im Innern ruht, ist ohne äußerliche Bekundung. Wir erleben augenblicklich eine Hochzeit der Gesinnung. Die sittliche Revolution aber hat die Aufgabe, ohne Ansehen einer Gesinnung Haltung zu erwecken und zu gestalten, auch wenn solche Haltung dann nicht in allem und jedem mit dem Willen der Staatsführung übereinstimmen sollte.

Wir gehören nicht zu denen, die der demokratischen Vorstellung huldigen, als sei die absolute Freiheit ein Bestandteil eines Staates, wodurch er sich vornehmlich als Kulturstaat auszeichne und sich von Barbarei unterscheide. Wir bekennen für uns als Grundsatz, daß Freiheit an sich keinen lehten Wert darstellt. Die Befähigung einer absoluten individuellen Freiheit hat zur Atomisierung der Gesellschaft, zur Aufspaltung des Volkes, zur Nivellierung der Kultur geführt, wie Edgar J. Jung es in seinem Buche „Die Herrschaft der Minderwertigen“ und an dieser Stelle oft eindringlich dargelegt hat. Es gibt kein Schaffen und keine Leistung im lustleeren Raum abstrakter Vorstellungen. Das führt zur Auflösung aller Ordnungen, die durch Raum und Zeit, Geschichte und Volkstum gegeben sind, führt zur Internationalen auf jedem Gebiet. Es gibt nur eine Freiheit, die empfangen wird vom Volk und die wiederum dem Volk dienend lebt. Eine Gesinnung aber verwehrt selbst die Freiheit der Handlung in den so gegebenen Grenzen. Daß sie aber in unseren Tagen vorherrscht, ist ein Zeichen für den Uebergangscharakter unserer Zeit. Bei aller Freude über die begeisterte Teilnahme des Volkes an den staatlichen Veränderungen sollten wir nicht vergessen, daß die Gesinnung der Masse ein veränderliches Ding ist, daß viele von denen, die heute aufdringlich durch Abzeichen sich als Soldaten der Revolution ausweisen wollen, Jahre hindurch die Front der Gegner bildeten, uns Versailles und den Young-Plan bescherten. Masse mag man entfesseln, wenn man ihrer als eines Mittels bedarf. Niemals aber darf ein

geistiges Ausgerichtetsein auf ihre Wünsche und Räte die Richtschnur staatspolitischen Handelns werden. Masse kennt immer und nur das Heute. Der Staat aber hat, auch gegen die Masse, für das ewige Volk zu handeln.

V.

Solchen Erfordernissen gemäß muß die Revolution gelenkt und weitergetrieben werden. Die Gesetze des Lebens sind stärker als die der Ideen. So wird manches fallen müssen, was bislang noch als Hauptinhalt des politischen Wollens gewähnt wurde. In der Propaganda des Nationalsozialismus hat so die Parole der Arbeit, als Gegenparole gegen den Kapitalismus gedacht, eine nicht unwesentliche Rolle gespielt und nicht zuletzt zu dem politisch erfreulichen Zustrom von Arbeitern aus den marxistischen Lagern beigetragen. Dieser Weg soll weiter beschritten werden, wie uns die Vorbereitungen zum „Fest der deutschen Arbeit“ am 1. Mai ankünden. Die darin ruhende Gefahr hat Hans Grimm bereits vor einiger Zeit ausgesprochen, als er schrieb: „Aus dem Kapitalismus als Gesinnung entsteht politisch allenfalls eine internationale Gemeinschaft wie das Judentum. Aus dem Sozialismus als Wirtschaftsform, aus der „Werte schaffenden“ Arbeit entsünde für uns politisch ein hungriger, müder europäischer Heimarbeiterstaat unter Völkerbunds kontrolle und kann gar nichts anderes entstehen.“

Indem wir diese Worte wiedergeben, wollen wir uns nicht wirtschaftspolitisch bekennen, sondern die Gefahr aufdecken, daß die Revolution bei solcher Ausrichtung erstickt zu werden droht. Es geht nicht um die veralteten liberalen Gehirnflügel einer Gegenüberstellung von Kapitalismus und Sozialismus, sondern darum, daß wir in dem Eingespanntsein in diese Begriffe und ihren Kampf an unserer letzten Aufgabe vorbeirren. Und diese letzte Aufgabe heißt: Vernichtung von Versailles und Schaffung der Grundlagen zum Werden des mitteleuropäischen Reiches.

Die französische Revolution hat ihren letzten und größten Triumph in Versailles erfahren. Die Verwirklichung des Reiches schien in die Sterne entrückt. Nach dem Prinzip der Nationalstaaten wurde Europa neu geformt. Es gelangt aber erst zur Ruhe und zur Erfüllung seiner Bestimmung, wenn der deutsche Staat staatlich, wirtschaftlich und kulturell der Kern einer mitteleuropäischen Reichsföderation ist. Ansätze hierzu sind auf geistigem Gebiet in reichem Maße vorhanden. Es gilt jetzt, von Staats wegen diese Aufgabe in Angriff zu nehmen. Sollte hierfür eine Masse das geeignete Instrument sein? Die grauenvolle Lage unseres Volkes in seinen Beziehungen zu den Nachbarstaaten, die Zukunft, beladen mit Not und Entbehrung, Schrecken und dem Zwang zu alles Bisherige übersteigenden Opfern erfordert die Abkehr von den Stimmungen der Straße und die Besinnung auf die Größe und den Ernst der Aufgabe.

Wir haben den zuversichtlichen Glauben, daß die Staatsführung im Bewußtsein der Schwere ihrer Aufgabe ihr Amt angetreten hat. Nun spreche man aber nicht mehr vom Sieg der nationalen Revolution, da wir doch erst nur einen tiefen Atemzug getan haben und unser Gewand und unsere Wohnstatt säuberten. Nun beginne man die Revolution, die nur dann nicht allein eine Episode gewesen sein wird, wenn das Leben selbst in sein Recht gesetzt wird und nicht mehr Utopien oder Prinzipien.

Der Kampf zweier Epochen ist entbrannt, zweier Kontinente. Es ist das Ringen der von Gott gesetzten Werte gegen vom Verstand erkügelte Scheinwerte. Im Zeitalter der französischen Revolution, im romanischen und asiatischen Prinzip kämpft die Masse gegen das 20. Jahrhundert, gegen die deutsche Sendung, gegen die in der Gemeinschaft wurzelnde Persönlichkeit. Es gibt nichts, weder staatlich,

noch wirtschaftlich, noch kulturell, was nicht auf diese Gegensätze zurückzuführen wäre. Möge die Staatsführung, nicht zuletzt diejenigen ihrer Mitglieder, die sich als Treuhänder und Vorkämpfer der konservativen Revolution erklärten, durch Handeln uns davor bewahren, daß die deutsche Revolution ein Zwischenspiel in unserer Geschichte wird.

Denn diese Treuhänderschaft erstreckt sich, wie Herr v. Papen in seinen aufsehenerregenden Reden des öfteren ausgeführt hat, auf wertvollste Träger der deutschen Revolution, nämlich auf die geistig hochstehenden jungen Kräfte. Ihre aus einem inneren Gesetz entspringende Unabhängigkeit hat es ihnen verwehrt, sich dem Organismus von Parteien anzugliedern. Die Nationalsozialisten mögen das Verständnis dafür aufbringen, daß diese Menschen der deutschen Revolution am besten in jener Haltung dienen können, welche durch das Bestreben, nur dem eigenen Gewissen und nicht einer Parteilinstanz verantwortlich zu sein, zu allen Zeiten den höheren Menschen gekennzeichnet hat. Diese Haltung allein hat es geschichtlich ermöglicht, in den Zeiten des geistigen Niederbruches die Flamme des heiligen Reiches zu nähren. Mit dem Ermächtigungsgesetz ist die Epoche der Machtergreifung abgeschlossen, die der schöpferischen Gestaltung beginnt. Dazu bedarf es keiner Gefinnungstüchtigkeit und keiner Abzeichen, sondern nur geistiger Kräfte und charakterlicher Stärke.

Dieser Appell an die Nationalsozialisten ist um so begründeter, als die nationalen Formationen, die außer der Nationalsozialistischen Partei heute hinter der nationalen Regierung stehen, es in geradezu verblendeter Weise versäumt haben, der jungen Generation Raum, Anerkennung und Entfaltungsmöglichkeit zu geben. Noch heute tätscheln die geistigen Greise, die in der deutschen Rechten das große Wort sprechen, herablassend den Jungen die Schulter. Wir sind es leid, getätschelt zu werden. Unser Sinn steht nicht nach heuchlerischer Liebkosung, sondern nach Anerkennung des Rechtes der Jugend, das die Nationalsozialistische Partei vorbehaltlos gewährt hat.

Matthias Scholtes

Katholizismus und deutsche Revolution

Von einem deutschen Katholiken

I.

Es ist viel Druckerchwärze verbraucht worden bei den Auseinandersetzungen über die Frage, ob Programm und Ziele des Nationalsozialismus den Anschauungen und Lehren der katholischen Kirche fundamental zuwiderlaufen oder nicht. Der deutsche Episkopat und — mit etwas mehr Zurückhaltung auch die römische Kurie — wiesen verurteilend auf „Irrtümer und Gefahren“ hin. Ohne allen Zweifel haben die kirchlichen Oberhirten das Recht, die Gläubigen auf Gefahren für die Kirche und den Glauben hinzuweisen. Drohte aber wirklich eine solche Gefahr für Kirche und Glauben vom Nationalsozialismus her? Diese Frage ist zu verneinen. Einst war die katholische Kirche so erhoben und erhaben, daß sie aus säkularer Betrachtungsweise ein Urteil fand, das

von der Verworrenheit und Leidenschaft des Tagesstreites nicht angekränkt war. So ist es diesmal, leider, nicht gewesen. Die politischen Interessen der „katholischen“ Zentrumsparlei trübten Blick und Urteil der kirchlichen Autoritäten. So kamen Kirche und Glauben in die Gefahr, für einen ganz gewöhnlichen politischen Machtkampf mißbraucht zu werden, für einen Machtkampf, bei dem es nicht einmal um wirklich weltanschauliche Grundsätze des Zentrums ging, sondern um die baren Interessen eines Aufstiegs der Staatsmacht.

Die deutschen Bischöfe und der Vatikan hätten besser getan, die Zentrumsparlei und ihre Politik einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Freilich, die Partei hat ein prächtiges Programm, ein Wunderwerk schönster katholischer Grundsätze. Aber die politische Praxis steht in krassem Widerspruch zu diesem Programm. Es genügt, auf das Ergebnis ihrer Regierung mit der Sozialdemokratie in Preußen hinzuweisen. Niemals in Deutschland sind Grundsätze christlicher Staats- und Kulturpolitik so mißachtet und mißhandelt worden. Das deutsche Volk wird noch vielleicht zwei Generationen an den Schäden dieser unheilvollen Zeit zu leiden haben. Sie wiegen schwerer als der ganze Substanzverlust an Menschen in den Kriegsjahren. Am schwersten ist dabei der deutsche Katholizismus getroffen. Aber es ist mit seine Schuld, daß die Zentrumsparlei Kirche und Glauben jahrelang mißbrauchen konnte, um eine Politik zu treiben, deren Ergebnisse christlichem Geist und christlichen Grundsätzen geradezu Hohn sprechen.

Niemand wird das Zentrum von dieser Sünde freisprechen können. Denn es ist eine Sünde wider den Geist christkatholischer Weltanschauung. Es ist auch eine Sünde wider die Nation, wider natürlichen Selbsterhaltungstrieb, der in jedem Lebewesen wie in jedem Volk lebendig ist. Man muß sich fragen, wie die Zentrums politik auf einen so tragischen Irrweg geraten konnte. Der Grund liegt unserer Meinung nach in einem völligen Mißverstehen einer christlichen Grundlehre. Die katholische, wie die christliche Lehre überhaupt, lehrt, daß alles, was Menschenantlig trägt, vor Gott gleich ist. Vor Gott! Christi höchstes Gebot ist die Nächsten- und Bruderliebe. Sie macht den Einzelnen verantwortlich für das materielle und geistige Wohlergehen seines Nächsten. Diese Gleichheit vor Gott und diese Verantwortung für den Nächsten ins Politische übertragen zu wollen, ist ein grotesker Wahn. Das Ende ist eine Aufspaltung der Gesellschaft und des Volkes in egoistische Individuen, die sich höchstens noch in der Form von „Interessentenhausen“ zusammenzuschließen vermögen. Um andere täuschen und den Staat auszubeuten. Der Liberalismus hat diesen Auseinanderfall begonnen. Der Marxismus ist sein Kind und der Enkel der Bolschewismus. Und mit diesem Liberalismus und Marxismus hat sich das Zentrum verbunden. Nicht „um Schlimmeres abzuwenden“, sondern weil es selber vom Geist des Liberalismus verseucht war.

Dieses Zentrum hat, wie der Marxismus und der Liberalismus, jetzt eine schwere politische Niederlage erlitten. Schwerer als der Machtverlust ist der innere Zusammenbruch. Der Geist einer neuen Zeit, aus dem Selbsterhaltungstrieb eines innerlich durchaus noch gesunden Volkes erwachsen, geht über das Zentrum der letzten vierzehn Jahre hinweg wie über den Marxismus und Liberalismus. Die Rolle dieses Zentrums ist ausgespielt. Nicht die des deutschen Katholizismus. Es wäre kurzfristig und unrichtig, Grundhaltung und politisches Wollen des katholischen Volksteils mit der Zentrumsparlei und ihrer Politik gleichzusetzen. Die deutschen Katholiken haben sich seit dem Zusammenbruch 1918 langsam, aber konsequent immer mehr vom Zentrum abgewandt;

der prozentuale Anteil sank ständig. Und jetzt, zum Schluß, zeigt es sich, daß nur noch wenig mehr als ein Drittel der katholischen Wahlberechtigten für das Zentrum stimmte. In sehr starkem Maße hat sich der katholische Volksteil der konservativen Rechten und vor allem dem Nationalsozialismus zugewandt. Die katholische Jugend vor allem rebellierte gegen die Partei, deren Führung und Politik ihr völlig unverständlich waren. Man kann darum behaupten: der deutsche Katholizismus war auf dem Weg der Wende und Selbstreinigung.

II.

Christkatholische Weltanschauung ist allerdings nicht für revolutionäre Politik und Betätigung. Sie ist im besten Sinne konservativ, behandelnd, wählend. Sie stellt das Große und ewig Gültige gleichsam unter sakralen Schutz, sie stellt es in den Bezirk des Heiligen und Unantastbaren. Aber neben diesem konservativen Zug zeigt sich auch im Katholizismus die revolutionäre Kraft des Christlichen. Sie ist wirksam, seit die Lehre Christi und die Kirche eine völlig neue Welt schufen, die Welt des christlichen Abendlandes. Die christliche Lehre wird diesem christlichen Abendland die Grundlinien seiner Weiterentwicklung geben — oder seine Kultur und Gestaltungskraft werden zerfallen. Diese Entwicklung wird, mit großem Maßstab gemessen, nicht weniger revolutionär sein als in den vergangenen Jahrhunderten.

Wir durchleben im Augenblick eine Phase dieser christlichen Revolution, wenn die Triebkräfte aus dem Christlichen auch im Augenblick noch durch allerhand zeitliches Zeiwerk überdeckt sind. Allerdings handelt es sich jetzt in erster Linie um eine Rebellion des Protestantismus, äußerlich hervorgerufen durch die Koalition zwischen Marxismus und Katholizismus, die das protestantische Preußen in seinen Lebensgrundlagen zu zerstören drohte. Aber darüber hinaus hat jetzt die Rebellion des deutschen Protestantismus eine höhere Mission zu erfüllen: die Mission, die deutsche Nation zu schaffen. Der Protestantismus hat in der Reformation vor den Thron der Könige und Fürsten den Altar gestellt. Daran und an dem konfessionellen Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus ist die große deutsche Einigung gescheitert. Es gelang dem jungen protestantischen Preußen, einen ersten Rohbau des Reiches zu schaffen, der jedoch die inneren Gegensätze nicht überwinden konnte.

Jetzt ist die Zeit da, das Werk zu vollenden. Die Wahlen haben gezeigt, daß die „Mainlinie“ nicht vorhanden und daß das deutsche Volk im Aufbruch ist zur Nation. Wie immer in der deutschen Geschichte wird die Erneuerung aus einer großen Not geboren. Die Führung liegt beim Protestantismus, bei dem jungen Preußen. Der Protestantismus, speziell der preußische, hat die Aufgabe, die wilde Bewegung noch dunkler Triebe und Gärungen in Zucht zu nehmen. Er hat ihr Zucht und geistige Führung zu geben, er hat sie auf die Ebene der politischen Realität zu führen.

Revolutionäres Gestalten ist nicht Sache des Katholizismus, aber es ist christlicher Geist von seinem christlichen Geist. Und der Protestantismus braucht für seine Mission jetzt Stütze und Halt am Katholizismus, das ist das erste. Später, wenn diese protestantische deutsche Revolution feste Formen und feste Gestalt annimmt, wird die Zeit einer stärkeren aktiven Mitwirkung des Katholizismus da sein. Seine Aufgabe ist dann, das Geschaffene festigen und vertiefen zu helfen, es zu heiligen und zu wahren. In welcher politischen Formen diese notwendige Einschaltung erfolgen wird, darüber sich jetzt den Kopf zu zerbrechen, wäre müßig.

Der Zusammenbruch des Kunstbetriebs

Eine Folge hat die deutsche Revolution bereits in ihrer ersten Phase gehabt: der bisherige Kunstbetrieb im Reich und vor allem in Berlin ist bis auf letzte Reste zusammengebrochen. Er ist mit einer Widerstandslosigkeit im Orkus verschwunden, die etwas Beängstigendes und Beschämendes zugleich hat. — Die nationale Bewegung ist mit einer Pflöchlichkeit vor Aufgaben gestellt worden, die sie selbst wohl kaum erwartet hatte.

Vorangegangen waren die Theater — vor allem in Berlin. Seit ungefähr zwei Jahren wurden die hippokratischen Züge der gepriesenen deutschen Theaterkultur sichtbarer und sichtbarer, und wer Augen hatte, konnte schon damals das Ende voraussagen. Der Zusammenbruch des Berliner Theaters mit seinen Folgeerscheinungen im Reich ist jedenfalls kaum überraschend gekommen. Es starb seit mehreren Jahren an seiner Ueberlebtheit. Seine Totengräber waren die falschen Propheten des Zeittheaters und des Nationalismus. Naive Theaterdirektoren haben bis zuletzt auf diese falschen Führer gehört mit dem Ergebnis, daß das ganze große Berliner Theater heute ein völliges Trümmerfeld ist. Am Leben geblieben ist das Staatstheater, für das Hanns Johst seine vereinten bayerisch-sächsischen Kräfte einsetzt, und um dessen Zukunft man sich kaum Sorge zu machen braucht. Uebriggeblieben ist das Deutsche Theater, dem Herr Achaz seine Spielleidenschaft und seine Verbindungen als Hilfsstellung gegeben hat. Uebrig ist zur Zeit, da dies geschrieben wird, noch die Volksbühne, das Schillertheater und das Theater in der Behrenstraße, in dem Ralph Arthur Roberts gezeigt hat, daß selbst in den schlechtesten Zeiten ein Theater sehr gut bestehen kann, wenn es ohne Ansprüche lediglich lebendiges Theater bringt.

Alles Uebrige ist erledigt, zusammengebrochen, der Operette, dem Massengastspiel irgendeiner Gruppe verfallen, die versucht, im allgemeinen Debacle wenigstens das nackte Leben zu fristen. Von den mehr als dreißig Theatern Berlins spielen noch drei bis vier eine Rolle, die übrigen sind entweder nicht mehr vorhanden oder kulturell und geistig zu völliger Belanglosigkeit herabgesunken.

Die Aufgabe, die sich hier bietet, liegt auf der Hand. Daß die früheren Zustände wiederkehren, ist ausgeschlossen: daß von den sämtlichen Berliner Theaterhäusern, wie es in der Nachkriegszeit fast durchgehend der Fall war, kein einziges mehr in deutschen Händen ist, einen deutschen Leiter hat (die kurzen Zwischenspiele des Herrn von Ostau und anderer können außer Acht bleiben), wird sich in absehbarer Zeit nicht wiederholen. Die bisher leitenden Männer des Theaterbetriebs sind so völlig im Hintergrund verschwunden, daß sie kaum mehr eine Rolle spielen werden, und Nachwuchs ist nicht da, wird sich auch kaum in der nächsten Zeit hervorwagen. Das ganze Berliner Theater wird in der nächsten Zeit neu aufgebaut werden müssen — wofür es überhaupt wieder aufgebaut wird. Fünfundzwanzig Berliner Bühnen stehen neuen Kräften, welche die Revolution vielleicht heraufträgt, offen und zur Verfügung. Die Bewegung hat reichlich Gelegenheit zu zeigen, ob sie die Kraft besitzt, geistige Energien und Fähigkeiten zu lösen und mobil zu machen, um hier auf einem der wichtigsten Gebiete der inneren wie der äußeren Propaganda das deutsche Leben zu verwirklichen, das ihr als Ideal vorschwebt. Das alte Theater ist tot; wir warten des neuen, das da kommen soll.

Im Reich ist es nicht viel anders. Ueberall sind die bisherigen leitenden Männer verschwunden, ein Teil der Schauspieler mit ihnen. Die Bahn ist frei für Neues. Es wird sich jezt erweisen können, wieweit das deutsche Theater in seiner ganzen Mannigfaltigkeit, die größer ist als in irgendeinem anderen Lande der Erde, allein aus den Kräften des Landes leben kann, und was für eine Form es annehmen wird, wenn es allein von den Kräften dieses Landes gespeist wird. Es wird sich zeigen müssen, ob vor allem das Publikum ebenso willig, wie es dem Ruf der Führer auf dem Weg zur Neuformung der Nation gefolgt ist, auch dem neuen Theater und dem Ruf seiner Kassen folgen wird. Es steckt im Deutschen ganz in der Tiefe etwas, das die eigene Art auf allen Gebieten der Kunst immer erheblich schwerer aufzufassen und anzunehmen geneigt ist als die fremde. Es wird sehr interessant werden festzustellen, ob es gelingt, diesen eigentümlichen inneren Widerstand, der bis in die besten Schichten der Nation überall festzustellen ist, jezt einmal zu überwinden, oder ob am Ende gerade auf diesen Gebieten doch wieder zuletzt das spezifisch Nichtdeutsche, vielleicht weil es die Erholung vom Eigensiege des allzu Deutschen bedeutet, sich einschleichen und den Werdeprozeß wieder der alten bisherigen Richtung annähern wird.

Parallel mit dieser Neuwerdung des Deutschen Theaters wird sich, wenn überhaupt noch, eine neue Theaterkritik entwickeln. Die alte ist verschwunden, verweht, unzeitgemäß geworden wie das Theater, dem sie diente. Es wird sich zeigen müssen, ob in lebendiger Wechselwirkung mit dem neuwerdenden deutschen Theater eine neue Generation kritischer Menschen heraufsteigt, die nun aus lebendigem Miterleben der veränderten Zeit eine neue lebendige Haltung zu den Vorgängen auf den künstlerischen Gebieten findet — oder ob die Zeit dieser merkwürdigen berichtenden Betätigung gegenüber den flüchtigen Stunden eines Theaterabends überhaupt vorüber ist. Es wäre denkbar, daß das Gefühl des Nebensächlichen der eigenen Tätigkeit, das die lebendigen kritischen Menschen während der letzten Jahre bereits immer hatten, nicht nur auf der Belanglosigkeit und Unzeitgemäßheit des bisherigen Theaters beruhte, sondern auf einer tieferen Erkenntnis der Ueberlebensfähigkeit der ganzen Institution wuchs. Es ist wieder einmal interessant geworden im Reich des Theaters und dessen, was mit ihm verbunden ist. Wir haben das Glück, noch einmal vor einer großen Chance der Bühne selbst wie ihrer Spiegelung im kritischen Abbild des Berichtenden zu stehen.

* * *

Ganz ähnlich ist die Situation auf dem Gebiet der bildenden Künste. Auch hier war im Lauf des letzten halben Jahrzehnts die lebendige Teilnahme, mit der man früher die Vorgänge der Malerei, der Plastik, der Architektur mitlebte, mehr und mehr gewichen, und zwar nicht nur bei Menschen, die ein Leben lang berufsmäßig an Ausstellungen des Inlands und Auslands teilgenommen hatten, also voraussehen konnten, daß bei ihnen eine gewisse Sättigung vorlag, sondern auch bei den Jungen, die an der Tätigkeit selbst, am Malen, Bilden, Bauen unmittelbarsten, lebendigsten Anteil nahmen. Das gilt vor allem von Berlin. Der Berliner Kunstbetrieb hatte sich mit vierzig, fünfzig verschiedenen Ausstellungsplätzen in Schlößern, Kunsthandlungen, Salons, Museen selbst erledigt und wirkungslos gemacht. Er war zum Teil ein Geschäft, zum Teil Bildungsfrage, zum Teil Gewohnheit geworden. Er hatte Ausdehnungen angenommen, die jeden Menschen, der versuchte, alles zu sehen, was gezeigt wurde, zur Verzweiflung bringen konnten, und jeden künstlerischen Menschen, der selber malte und arbeitete, notwendig in eine Verwirrung bringen mußten, die seine seelischen Kräfte vernichtete oder zum mindesten schwer gefährdete. Da überdies mehr und mehr Pariser Unsitten Platz gegriffen hatten, derart, daß die Kunsthändler nicht mehr sich persönlich für bestimmte Maler einsetzten, die sie schätzten und für zukunftsreich hielten, sondern einfach von beliebigen Malern für die Ausstellungsräume Miete für eine bestimmte Zeit entgegennahmen, also daß jedem

Dilettantismus und jeder Belanglosigkeit Tür und Tor geöffnet waren, hörte die alte unmittelbare Beziehung zwischen Publikum und Veranstaltungen überhaupt auf. Heute hängt der gesamte Kunstbetrieb Berlins mit ganz geringen Ausnahmen völlig ohne Boden in der Luft und hat zu den wirklichen Vorgängen der Zeit keinerlei Beziehung mehr. Lebendig geblieben ist die Nationalgalerie mit dem Kronprinzenpalais und dann und wann einmal ein kleiner kultivierter Laden irgendeines Liebhabers, der sich noch wie früher die Mühe macht, Lebendiges im Verenden herauszufinden. Sezession und Große Berliner Kunstausstellung, Kunstgemeinschaft und Jurysfreie sind tot. Die Akademie ist im Grunde ebenso verschollen trotz gelegentlicher lebendiger Einzelheiten, die in ihr auftauchen. Das Berliner Kunstleben ist, ohne daß wie bei der Theaterkrise äußere Kräfte mit eingegriffen hätten, in sich zusammengefallen wie ein geplatzter Boviſt.

Hier liegt für die nationale Bewegung dieselbe Aufgabe vor wie drüben bei den Theatern. Man wird eine Stelle schaffen müssen, in der man mit höchster Qualitätsforderung und Strenge die wirklich lebendigen Menschen der Zeit und der Jugend herausfindet und zeigt. Man wird zunächst einmal die große repräsentative deutsche Ausstellung veranstalten müssen, die da anknüpft, wo die Jahrtausendausstellung von 1906 aufhörte, nämlich einmal die gesamten wesentlichen Leistungen des letzten Menschenalters der Nation zum Bewußtsein bringt. Man wird vor allem den bürgerlichen Kreisen der nationalsozialistischen Bewegung durch diese Ausstellung zum Bewußtsein bringen müssen, wie sehr die expressionistische Bewegung Deutschlands, der Kreis der Brücke, genau wie in Italien der Futurismus für den Faschismus, dem neuen Nationalismus vorgearbeitet hat, indem er dem Leben, der Kunst wieder die Grundlage eines echten, unmittelbaren Gefühls gab und gegen den zerflatternden Relativismus der impressionistischen Zeit sich bekenndend das aufrechte Ja und Nein seiner Form und seiner Farbe stellte. Man wird dann — es scheint, daß von Regierungsseite der Verein Berliner Künstler dazu ausersehen ist — ein einheitliches Zentrum für die gesamte Berliner Kunst schaffen müssen, an das sich alles ankrystallisieren kann, was Leben im Leibe hat und zugleich die Kraft, diesem Leben reinen und starken Ausdruck zu geben. Dies Zentrum wird die Aufgabe haben, die Massen des jetzt herandrängenden Dilettantismus, der mit Recht Uebergangenen, der bloß aus guter Gesinnung heraus Arbeitenden zurückzuweisen und höchste Qualität als erste Voraussetzung einer Kunst festzulegen, die sich mit dem höchsten Ehrenbeiwort „deutsch“ bezeichnen darf. In dem Moment, in dem ein solcher Mittelpunkt rein von strengen Qualitätsforderungen aus geschaffen ist, fällt der ganze heutige Wirrwarr des Belanglosen, soweit er nicht schon tot ist, in sich zusammen; das Publikum sowohl wie die heranwachsenden bekommen wieder Maßstäbe, und Salons und Händler sind gezwungen, wohl oder übel diese Maßstäbe ebenfalls zugrunde zu legen. Die heutige Vermischung von wirtschaftlich gewerkschaftlichen Gesichtspunkten mit künstlerischen, die Rücksicht darauf, daß es jemandem, der malt, schlecht geht, und nicht darauf, ob er wirklich gute Bilder malt, muß bei dieser Neuordnung des deutschen Kunstbetriebes allerdings ohne Rest ausgeschaltet werden.

* * *

Bleibe die Musik. In ihrem Betrieb wird sich wahrscheinlich am wenigsten ändern, weil sie von allen Künsten die lebendigste, unmittelbar aus sich selber ihre Erscheinungsformen bestimmende geblieben ist. Zur Musik hat die deutsche Nation, seit sie überhaupt begann, auch an die gesellschaftlichen Formen des musikalischen Betriebes heranzukommen, immer die stärkste und unmittelbarste Beziehung gehabt. Hier ist von den Verfalls-symptomen, die das Theater und die Malerei aufweisen, so gut wie nichts festzustellen. Ein paar Erscheinungen der Nachkriegsjahrzehnte wie die Komponisten kommunistischer Lehrstücke und mehr oder weniger kommunistischer Opern werden in der Verfallung verschwinden. Zwischen den wertvollen jüdischen Kräften der Musik, den dirigierenden

wie den ausübenden, und der neuen Bewegung wird sich, nachdem die ersten stürmischen Wogen sich geglättet haben werden, sehr bald ein Ausgleich ergeben ohne viel Eingriffe und Führungsnotwendigkeiten, weil auf dem Gebiet der Musik, wie gesagt, beinahe die ganze Nation bei uns die Rolle des Sachverständigen übernehmen kann. Hier regelt sich alles noch sinngemäß und richtig vom Konsumenten aus, der aufnimmt und verzehrt, was ihm entspricht, und an sich selbst eingehen läßt, was er nicht mag. Hier liegen für die Bewegung kaum Aufgaben; sie wird ja auch mit einer sinngemäßen Regelung und Reformation auf den anderen Gebieten genug zu tun haben. Man kann ihr nur wünschen, daß sie für diese Aufgaben die richtigen Männer findet, so daß ihr Umwege und Entgleisungen erspart bleiben. Sie hat das Glück, alles für eine Besserung und einen neuen Aufbau bereit zu finden; sie hat die Pflicht, für diesen Wiederaufbau ihre besten Kräfte und ihre beste Einsicht einzusetzen. Denn hier im Theater und in der Kunst sind die Punkte gegeben, an denen die innere Propaganda ganz von selbst schon in die äußere übergeht, und diese äußere wird von jetzt ab die wichtigste und die eigentliche Aufgabe.

Robert Paul Oszwald

Wilhelm von Oranien

Ein Vorkämpfer nationaler und religiöser Freiheit vor vierhundert Jahren

In zahlreichen Gedenkfeiern wird dieses Jahr in den Niederlanden des vierhundertjährigen Geburtstages Wilhelms von Oranien gedacht, und zwar nicht nur in den nördlichen, sondern auch in den südlichen Niederlanden, die heute dem belgischen Staatsverbande angehören. Die Erinnerung an den Geburtstag Wilhelms von Oranien, den 24. April 1533, wird dem heutigen Geschlechte Anlaß, nicht nur parteipolitische und weltanschauliche Gegensätze im Interesse eines nationalen Gemeinschaftsempfindens zu überbrücken; sie erfüllt nicht nur die Herzen der Nordniederländer mit tiefer Dankbarkeit gegen den großen Oranier, den „Vater des Vaterlandes“, der ihnen das hohe Gut nationaler Unabhängigkeit errungen hat; diese Erinnerung erweckt auch in weiten Schichten des heutigen Geschlechts im Norden und im Süden das Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit über alle heutigen staatlichen Grenzen hinweg. Wie bei uns in Deutschland durch den Weltkrieg und vor allem durch die Not der Nachkriegszeit die Auffassung immer tiefer und weiter geworden ist, daß das Volk naturgeworden und von Ewigkeitswert ist, während der Staat die geschaffene, veränderliche und dem wechselvollen geschichtlichen Ablauf unterworfenen Form für den naturgewordenen, sich aus Urquellen des Lebens immer neu gebärenden vollklichen Inhalt darstellt, so zeigen die diesjährigen Gedenkfeiern für Wilhelm von Oranien, daß auch in dem gesamten niederländischen Volke jene Auffassung zwar noch nicht Allgemeingut geworden, aber doch in weiten Kreisen durchgedrungen ist.

Diese Betrachtungsweise ist neu. In Belgien hatte der Historiker Pirenne und seine Schule im Belang eines belgischen Einheitsstaates das Dasein eines belgischen „Volkes“ aus der Geschichte zu beweisen versucht, indem er die Unterschiede zwischen den nördlichen

und süblichen Niederländern in den Vordergrund rückte, das Gemeinsame beider Volksteile übergang und die volklichen Gegensätze zwischen Wallonen und Flamen ohne genügende Berücksichtigung ließ, während es in Wirklichkeit kein belgisches „Volk“, sondern nur einen aus zwei verschiedenen Völkern, den Flamen und Wallonen, bestehenden belgischen „Staat“ gibt.

Die holländische Geschichtsschreibung stand bis in die jüngste Zeit hinein ganz unter einem auf die gegenwärtigen staatlichen Grenzen beschränkten Blickpunkt und sah in der Trennung der beiden Niederlande im 16. Jahrhundert, zum Teil in unmittelbarer Nachfolge von Pirenne, eine geschichtliche Notwendigkeit, welche vor allem auf einem Unterschied der beiden Teile in Abstammung, Geschichte und Religion beruhen sollte.

Bei den diesjährigen Gedenkfeiern kommt eine veränderte Gesichtsbetrachtung deutlich zum Ausdruck. Reformierte und Katholiken beteiligen sich gemeinsam an diesen Feiern, und zwar nicht etwa nur deshalb, weil das Geschlecht der Oranier noch heute dort regiert und die offiziellen Persönlichkeiten, soweit sie katholisch sind — auch der Ministerpräsident Ruys de Beerenbrouck gehört der katholischen Partei an — sich deshalb einer Gedenkfeier des großen Ahnherrn des regierenden Hauses nicht entziehen können, nein, die katholischen Kreise beteiligen sich in Vorträgen und Auffäßen an diesen Feiern, weil sie in Wilhelm von Oranien den Begründer ihrer nationalen Unabhängigkeit und zugleich den Vorkämpfer für Religionsfreiheit erblicken, die allein in einem religiös gemischten Lande eine ungestörte Religionsübung gewährt, wenn auch dabei einzelne Redner ihr Bedauern darüber nicht verschweigen, daß Wilhelm von Oranien vom Katholizismus zum Calvinismus übergetreten ist.

Noch bedeutsamer ist es, daß sich Nord- und Südniederländer in einem neu erwachten völkischen Gemeinschaftsbewußtsein gemeinsam an diesen Feiern beteiligen. Sowohl der Norden wie der Süden hat eine dramatische Dichtung für dieses Jubeljahr geliefert, das Heldendrama „Vader des Vaderlands“ von E. Vetterman, welches die Rotterdamer Hauptstadt-Bühne spielt, und das historische Drama „Willem de Zwijger“ vom dem jungen flämischen Dichter Paul de Mont, das die National-flämische Bühne sowohl in Flandern wie in Holland zur Aufführung bringt. Am deutlichsten kommt dieses Gemeinschaftsbewußtsein in der Zusammensetzung des Ausschusses und in der Auswahl der Rednerliste für die große „Volkshuldigung“ zum Ausdruck, die am 17. April in Delft, wo Wilhelm von Oranien 1584 ermordet wurde, stattfindet. Neben dem streng calvinistischen, in der internationalen Diplomatie und in Völkerbundskreisen angesehenen holländischen Staatsminister H. Collijn steht der fromm-katholische, edle Märtyrer der flämischen Bewegung Dr. August Borms sowie der weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus verehrte flämische Priester-Dichter Kaplan C. Verschaeve; neben holländischen Gelehrten wie Prof. Brugmans, Prof. Gerretson, Prof. Geyl, Dr. Japikse, Prof. Kielstra, Dr. Tenhaeff u. a., die flämischen Gelehrten Prof. J. de Decker, ehemals Vorsitzender der Bevollmächtigten-Kommission des Rats von Flandern, Dr. A. Jacob, früher Dozent an der während des Krieges von dem deutschen Generalgouverneur von Bissling verflamschten Universität Gent, sowie Dr. D. Leemans, der erfolgreiche, unermülich auf den germanischen Kulturzusammenhang hinweisende Herausgeber der flämischen katholischen Wochenschrift „Jong-Vlaetland“; neben dem holländischen evangelisch-lutherischen Pastor Domela Nieuwenhuis der flämische Dominikanerpater Dr. R. van Sante, der zu den drei flämischen Frontsoldaten gehörte, die im Bewußtsein der Tragik, auf der belgischen Seite gegen die wahren Belange ihres Volkes zu kämpfen, im Sommer 1917 überliefen, um den Aktivisten im besetzten Belgien eine Botschaft der flämischen Frontpartei zu bringen; neben den Vertretern des „Algemeen Nederlandsch Verbond“ P. J. de Kanter und Oberst E. Oudendijk und dem ehemaligen Staatssekretär der Südafrikanischen

Republik W. J. Leyds die flämischen Großniederländer Prof. Seyndrickx, während des Weltkrieges Mitglied des Rats von Flandern und Bevollmächtigter für das flämische Innenministerium, und Dr. R. van Roosbroeck aus Antwerpen; neben dem Führer der holländischen Nationalsozialisten Ingenieur A. A. Mussert der katholische Dichter Wies Moens, der in dem flämischen Nationalsozialismus, der Verdinaso-Bewegung (Verbond van Dietsche Nationaal-Solidaristen) an hervorragender Stelle steht usw. Die Festreden bei der Volkshuldigung in Delft sind dem früheren Oberbefehlshaber des niederländischen Heeres, dem reformierten General J. C. Snijders, dem flämischen Aktivist und katholischen Pastor Dr. R. de Smet, und dem Verdinaso-Führer Wies Moens anvertraut worden. Es ist eine Vereinigung führender Köpfe des gesamten niederländischen Volkes — nur der Marxismus beteiligt sich an dieser nationalen und volksbewußten Feier nicht — die sich hier unbekümmert um staatliche Grenzen und unter Ueberbrückung aller politischen und weltanschaulichen Gegensätze zusammengefunden haben, um Wilhelm von Oranien als Sinnbild nationaler Einheit und religiöser Verträglichkeit zu feiern. Versuche, den „Vater des Vaterlandes“ als einseitigen Calvinisten bei dem katholischen Volksteil in Holland in Verdacht zu bringen und die Gemeinsamkeit der Gedenkfeiern zu stören, welche Versuche von hollandfeindlichen belgischen Kreisen ausgingen, sind fehlgeschlagen.

Die während des Weltkrieges zum politischen Selbstbewußtsein erwachte flämische Bewegung und die dadurch hervorgerufene Annäherung der seit 350 Jahren getrennten Volksteile sind die Ursachen zu einer erneuten und vertieften Geschichtsbetrachtung gewesen; die Aktivist des Weltkrieges erkannten den wahlverwandten aktivistischen Zug im Befreiungskampf des 16. Jahrhunderts und fühlten in der Sehnsucht und Not ihres Kampfes stärker als der „saturierte“ Staatsbürger die innere Uebereinstimmung mit dem Streben der niederländischen Freiheitskämpfer nach nationaler Einheit. Die wissenschaftliche Unterbauung brachte dann der Vertreter der niederländischen Geschichtswissenschaft an der Universität London, Prof. P. Geyl, der in rastloser Tätigkeit nach dem Kriege in zahlreichen Untersuchungen, Aufsätzen und Vorträgen die holländische Geschichtswissenschaft aus der engen Beschränkung auf die seit 300 Jahren bestehenden staatlichen Grenzen befreite — nicht ohne harte Kämpfe mit der bis dahin herrschenden Geschichtsauffassung — und wieder das niederländische Volk in seiner Gesamtheit in den Mittelpunkt der geschichtlichen Betrachtung rückte. Der „kleinholländischen“ Geschichtsbetrachtung setzte er die „großniederländische“ entgegen.

So sehen heute die Niederländer des Nordens und des Südens in Wilhelm von Oranien das Sinnbild ihres eigenen Strebens und Wünschens; und zugleich haben sie damit das Bild dieses Mannes nicht nur in eine neue Betrachtungsweise gerückt, sondern sind auch seiner w i r k l i c h e n Bedeutung im 16. Jahrhundert gerechter geworden als frühere Geschichtsbetrachtungen.

* * *

Dieser große Freiheitsheld des 16. Jahrhunderts entstammte dem deutschen Geschlecht der Grafen von Nassau und wurde am 24. April 1533 auf dem Schlosse Dillenburg als Sohn Wilhelms von Nassau und der Juliana von Stolberg geboren. Sein Vater stand der neuen Lehre Luthers sympathisch gegenüber, wenn er auch gewisse Formen der bisherigen Religionsübung beibehielt und den katholischen Glauben in seinen Ländern duldete; seine Mutter, der Mittelpunkt eines innigen Familienlebens, war überzeugte Anhängerin des neuen Glaubens. Das Kind wuchs inmitten einer großen Schar von Geschwistern und Freunden in Dillenburg heran, bis ihm in seinem elften Jahre infolge eines Erbvertrages die reichen niederländisch-burgundischen und französischen Besitztümer seines Oheims René von Chalons zufielen und dadurch seinem Leben die bestimmende Richtung gegeben wurde.

Im Jahre 1404 hatte Engelbert I. von Nassau-Dillenburg die niederländische Erbtöchter Johanna von Polanen geheiratet und war dadurch in den reichen Besitz der Herren von Polanen in Brabant und Holland gekommen. Sein Enkel Engelbert II. von Nassau war seit 1485 mehrfach Statthalter in den Niederlanden, seit 1494 Vorsteher des Großen Rates von Burgund und erhielt die Burggrafschaft Antwerpen zu seinen großen Ländereien hinzu. Als Ritter des Goldenen Vlieses hatte er den Wahlspruch „Ce sera moy Nassau“ gewählt, wodurch er auch als niederländisch-burgundischer Edelmann seine deutsche Abstammung bekundete. Mit seinem Bruder Johann V. von Nassau hatte er 1472 eine Erbvereinigung getroffen, wonach alle Besitzungen links des Rheines ihm und seinen Erben, die rechts des Rheins Johann und dessen Erben zufallen, während beide Linien beim Mangel gesetzlicher Erben sich gegenseitig beerben sollten. Dieser Fall trat bereits bei dem Tode Engelberts II. 1504 ein. Ihm folgte nunmehr der älteste Sohn seines Bruders, Heinrich, der in demselben Jahre mit seinem Bruder Wilhelm, dem Vater Wilhelms von Oranien, den Erbvertrag von 1472 erneuerte. Heinrich bekleidete in den burgundischen Niederlanden ansehnliche Stellungen in gleicher Weise wie sein Onkel und zählte zu den vertrautesten Ratgebern der Krone. Nach seinem Tode 1538 erbte sein einziger Sohn René aus seiner zweiten Ehe mit Claude de Chalon seine großen Besitzungen. Dieser hatte bereits 1530 nach dem Tode seines Vaters mütterlicherseits Wappen und Titel eines Prince d'Orange angenommen. So kam das Fürstentum Oranien in der Provence, wo die alte Feste Arausio einer der wichtigsten Stützpunkte der Karolinger in dem Kampfe gegen die Mauren gewesen war, und das seit dem 11. Jahrhundert ein wenn auch kleines, doch von jeder Lehnzugehörigkeit unabhängiges, selbständiges Fürstentum war, in den Besitz der Nassaus. Mit dem Namen Orange verband sich nach der mittelalterlichen Legende der Glanz Senechals Wilhelm, eines der Paladine Karls des Großen. René, der mit Anna von Lothringen vermählt war, starb 1544 im Alter von 26 Jahren an einer Verwundung, ohne einen Erben zu hinterlassen. Dadurch trat die Nassaulsche Erbordnung wieder in Kraft. Die niederländischen und französischen Besitzungen mit dem Fürstentum von Oranien kamen an die nassaulsche Linie rechts des Rheines. Der elfjährige Wilhelm von Nassau-Dillenburg wurde der Erbe.

* * *

Am Hofe Karls V. und bei den burgundischen Großen sah man mit Bedenken, daß der reiche Besitz der niederländischen Güter, welche den Anspruch auf die führende Stellung in diesen Gebieten begründeten, dem Sprößling eines protestantischen Geschlechts zufallen sollte. Deshalb traf man vorsorgliche Bestimmungen, um den jungen Prinzen in einem Geiste zu erziehen, der den Ämtern entsprach, die seiner warteten. Die Eltern mußten zustimmen, daß er in der katholischen Religion und als burgundischer Edelmann erzogen wurde. Der Junggraf Wilhelm, wie er bisher in Dillenburg hieß, der nunmehr nach Breda und Brüssel übersiedelte, wurde jetzt Guillaume de Nassau, Prince d'Orange. Zwei Jugendgepielen, die Grafen von Isenburg und Westerburg, wurden ihm beigegeben, bis sie 1549 wieder nach Hause geschickt wurden, als der Bruder Granvellas, Jérôme de Champeigny, Gouverneur des jungen Prinzen wurde und sorgsam darüber wachte, daß nicht etwa keizerliche Neigungen der Verwandten diesen der katholischen Kirche abspenstig machen würden und er zu sehr unter deutschen Einfluß gerate.

Der junge Prinz gewann durch sein offenes, herzliches Wesen, seinen scharfen Verstand und seine große Liebenswürdigkeit sehr bald alle Herzen und die besondere Gunst Karls V., der ihn, kaum daß er mündig geworden war, zu Staatsgeschäften heranzog und ihn in jungen Jahren mit hohen militärischen Ämtern auszeichnete. Noch nicht 19jährig ging er eine reine Liebesheirat mit Anna van Büren ein, wodurch weitere ansehnliche Besitzungen seinem Vermögen zuzlossen.

Ein Gegenjah zu dem Sohne Karls V., Philipp von Spanien, ist nicht plötzlich und ohne weiteres mit dem Regierungsrücktritt Karls V. 1555 eingetreten. Wilhelm hatte Philipp früher auf dessen Einzug nach Antwerpen begleitet und ihn dann in seinem Schlosse in Breda fürstlich bewirtet. Die Abdankung Karls V., wo der Kaiser, gestützt auf die Schultern des jungen Oranien, von den Generalständen Abschied nahm, war für diesen, so dramatisch sich auch das Bild für den späteren Betrachter darstellt, doch nur eine kurze Unterbrechung des Lagerlebens vor Marienbourg und Philippeville, wo er als Oberbefehlshaber die Truppen Karls V. befehligte und wohin er sofort am nächsten Tage zurückkehrte. Erst Philipp von Spanien hat ihn zum Vliesritter geschlagen sowie zum Mitglied des Staatsrates und zum Statthalter ernannt. Wilhelm hat später in seiner Apologie als Anstoß für seine veränderte Haltung gegenüber Philipp die Erzählung angegeben, die ihm während seines Aufenthaltes in Paris 1559 König Heinrich II. gemacht hat, der den Oranier als vertrauten Ratgeber des spanischen Königs für eingeweiht hielt, nämlich die Erzählung von dem Plane einer völligen Ausrottung der Ketzer. Durch diesen Plan aufs tiefste erschrocken, suchte er so schnell wie möglich nach den Niederlanden zurückzukehren. Mit dem Jahre 1559 beginnt seine abwehrende Haltung gegenüber Philipp.

Die Ursachen müssen wir jedoch tiefer suchen. Wir finden sie in seiner Dillenburger Abstammung und in den engen Beziehungen zu seinen deutschen lutherischen Familienmitgliedern, die er seit seiner Mündigkeit in reger Weise wieder aufgenommen hatte. Er unterstützte seinen bejahrten Vater in dessen Sorgen um seine zahlreiche Familie, stiftete wiederholt die Mitgiften seiner Schwestern, half das Studium und die militärische Ausbildung seiner Brüder Johann, Ludwig und Adolf bezahlen und nahm 1556 seinen Bruder Ludwig von Nassau in seinen Palast in Brüssel auf, wo dieser ein angesehenener Edelmann wurde, seinem Bruder als „Amtmann“ bei der Verwaltung seiner Güter half, aber auch sein vertrautester Ratgeber in Familien- und Staatsangelegenheiten war. Nach dem Tode seines Vaters 1559 war Wilhelm das Haupt der Dillenburger Familie geworden, und das Verhältnis der Brüder und Schwestern untereinander blieb auch jetzt vorbildlich, und alle wetteiferten in Ehrfurcht und Liebe für ihre hochverehrte, kluge Mutter Juliana von Stolberg. Man kann sich die Empfindung vorstellen, die ihn ergreifen mußte, als er von dem Plane der Ausrottung der verurteilten religiösen Anschauungen erfuhr, die doch auch die Anschauungen von Vater und Mutter, Brüdern und Schwestern waren. Das ganze schwere Problem des Religionskampfes und der Religionsfreiheit traf den jungen Staatsmann, so daß er, wie er in seiner Apologie schreibt, den Entschluß faßte, das „vermine Espagnole“, das spanische Geschmeiß, aus den Niederlanden zu vertreiben, „esmeu de pitié et de compassion“, von Erbarmen und Mitleid gerührt.

Wilhelm von Oranien stand im Dienste Philipps von Spanien und bekleidete Ämter, die ihn zur Treue verpflichteten, die er aber als Haupt von Ausländern nicht wahrnehmen konnte und durfte. Er wahrte seine Gehorsamspflicht, bis er im April 1567 fürchten mußte, daß man auch von ihm wie von allen anderen Gouverneuren und Beamten einen neuen Eid verlangen würde, den er nicht schwören konnte. Deshalb legte er, wie er an Philipp schrieb, alle seine Statthaltertschaften und anderen Ämter nieder und blieb dabei, auch als die Landesstatthalterin Margareta von Parma die Abdankung nicht annehmen wollte. Tags darauf verließ er Antwerpen, ging nach Breda und zehn Tage später nach Dillenburg. Der Herzog Alba näherte sich den Niederlanden. Dillenburg wurde nun für viele Jahre der Mittelpunkt, von dem aus Wilhelm den Widerstand gegen Philipp organisierte. Seine Mutter war in allen Jahren sein Schutzengel. Man kann ihn nicht begreifen, ohne zu wissen, welchen Einfluß diese Charakter-

feste Frau auf ihn gehabt hat, die, selbst als sie um des niederländischen Freiheitskampfes arm geworden war, alt und blind die Briefe diktierte, worin sie dem Prinzen Stärkung zusprach, „um doch in allem das Ewige höher zu achten als das Zeitliche.“ Von Dillenburg aus knüpfte Wilhelm die Fäden, um Hilfe ausländischer Fürsten zu erhalten, nachdem seine Versuche, den Kaiser und die deutschen Fürsten zur Unterstützung zu gewinnen, fehlgeschlagen waren; die deutschen Reichsfürsten ließen in kleinlichen Streitereien um eigene dynastische Belange die Gelegenheit verstreichen, die niederländischen Gebiete beim Reiche zu erhalten; ein beherrschender Reichsgedanke fehlte, und der Kaiser trieb anstatt Reichspolitik nur habsburgische Hausmachtspolitik. Nach Frankreich und nach England dehnte Oranien seine Bemühungen aus, hierbei vor allem durch seinen Bruder Ludwig unterstützt. Neben diplomatischen Verhandlungen gingen militärische Vorbereitungen einher, die oft mißglückten, bei denen Wilhelm aber nie den Mut sinken ließ und immer neue Versuche unternahm. Gleichzeitig wurde von Dillenburg aus eine umfassende publizistische Tätigkeit betrieben, ebenso wie die Organisation der finanziellen Hilfsmittel. Aber auch da erfuhr er vielen Widerstand und wenig Verständnis, auch nicht bei den Konsistorien der calvinistischen Flüchtlingskirchen im Rheingebiet; um 1570 war Wilhelm von Oranien für die Calvinisten noch nicht „ihr“ Mann. Trotz aller Gegensätze hielt er aus, und diese Zähigkeit und zuversichtliche Ausdauer machten ihn zu dem berufenen Führer des Volkes, dessen Sehnsüchte und Befreiungswünsche er wie kein anderer fühlte und immer aufs neue zu befriedigen suchte, bis dann 1572 mit der Einnahme von Breda durch die Geusen der Aufstand ausbrach und Wilhelm nach den Niederlanden eilte, um die Führung zu übernehmen. Aber ohne den Zufluchtsort Dillenburg und ohne die moralische, finanzielle und diplomatische wie militärische Unterstützung seiner Verwandten sind die endlich zum Durchbruch führenden Vorbereitungen Wilhelms von Oranien nicht zu denken.

Diese Bedeutung Dillenburgs und der deutschen Nassauer für den niederländischen Befreiungskampf wird heute in Holland mitunter übersehen oder nur zögernd anerkannt. Waren auch die oben erwähnten Störungsversuche der diesjährigen Feier durch belgisch-katholische Kreise, welche Wilhelm von Oranien wegen seiner deutschen Abstammung den katholischen Holländern verdächtig machen wollten, ohne größere Bedeutung, auffällig war es, daß manche der Abwehrchristen sich um diesen Einwurf herumwanden, anstatt die deutsche Abstammung rundweg zu bejahen; als ob dies ein dunkler Fleck auf dem Schilde des Oraniers sei. Man suchte ihn als einen „dietschen“ Edelmann hinzustellen, um jenen Einwürfen begegnen zu können. Bedenklicher ist es, daß selbst in Kreisen des „Dietsche Bond“, der in bewußt völkischer Auffassung Nord- und Südniederländer umfaßt, eine gegenwärtliche Einstellung zu Deutschland, die auf irrigen Anschauungen der gegenwärtigen politischen Lage zu ruhen scheint, laut geworden ist, indem man vorgeschlagen hat, die Worte in dem Nationallied „Wilhelmus van Nassauwen ben ik van d u i t s c h e n bloed“ dahin zu ändern, daß an Stelle „duitsch“ das Wort „dietsch“ gesetzt werden soll. Das wäre eine Geschichtsfälschung; denn von „dietschen bloed“ ist Wilhelm von Oranien keineswegs gewesen, so sehr er auch der Verkörperer niederländischen Wesens geworden ist. Eine solche Abirrung muß aber auch gegenüber dem Geschlechte peinlich wirken, dem die Niederlande ihre Freiheit verdanken, da die deutschen Nassaus in diesem Kampfe alle männlichen Sprößlinge bis auf einen geopfert haben. Es wird der gegenseitigen Sympathie zwischen Deutschland und Holland keinen Abbruch tun, wenn man auch in Deutschland stolz darauf ist, daß ein deutsches Grafengeschlecht mit Herz und Seele, Gut und Blut in den Niederlanden für das Ideal nationaler und religiöser Freiheit gelebt und gestritten hat und dafür gefallen ist.

* * *

Wilhelm von Oranien war ein tief religiöser Mensch. In einem Briefe an Graf Wilhelm V. von Hessen aus dem Jahre 1567 spricht er von seinem Bedürfnis nach dem Umgang mit einem „ehrerbietungswürdigen, gelehrten, sanftmütigen und welterfahrenen Manne für das Lesen und die Auslegung der heiligen göttlichen Schrift.“ Als er die Universität Leiden im Jahre 1575 errichtet, stiftet er die Bibel in acht Foliobänden in vier Sprachen als „fundamentum futurae aliquando bibliothecae“. In dem berühmten Brief, den er am 9. August 1579 aus Dordrecht an die Kommissare der Provinz Nord-Holland richtete, stehen die Worte: „daß wir, ehe wir mit dieser Sache und der Beschützung der Christen und anderer Unterdrückten in diesen Landen begonnen haben, mit dem Potentaten aller Potentaten einen solchen festen Bund geschlossen haben, daß wir ganz sicher sind, daß wir und alle, die fest darauf vertrauen, durch seine gewaltige und mächtige Hand zuletzt doch noch befreit werden sollen, trotz aller seiner und unserer Feinde.“ Aber er war kein Fanatiker und gab nicht viel auf die äußere Form. Der Glaube war ihm ein inneres Bedürfnis, das eine ureigenste Angelegenheit jedes einzelnen Menschen sei und nicht aufgezwungen werden könne. Hier sprach das Blut seines Vaters in ihm, und sein Gefühl klang darin mit dem vieler, wenn auch nicht aller Niederländer zusammen. Bereits 1564, als er noch als Katholik in den Niederlanden lebte und der offene Bruch mit Philipp noch nicht eingetreten war, äußerte er sich dahin, daß er die Gewohnheit der Fürsten, durch ihren Willen und Befehl der Menschen Glauben und Gottesdienst in willkürliche Grenzen zu beschränken, nicht teile.

Während seines Dillenburger Aufenthaltes neigte er dem Luthertum zu, das ihm innerlich mehr zusagte als der fanatische Calvinismus der Südniederländer. Als er aber dann in den Jahren 1572 bis 1576 an der Spitze des Teilaufstandes der Provinzen Holland und Seeland stand, trat er zur reformierten Religion über, weil in dieser Zeit jene Provinzen diesen Glauben angenommen hatten und er in dem heldenhaften Geist dieser Provinzen, die in dem Befreiungskampf die anderen Provinzen überflügelten, die Gewähr für den endlichen politischen Sieg erblickte. Ein orthodoxer Calvinist ist er aber auch damals nicht geworden. Er ordnete die neuen Kirchengemeinden in das städtische Leben ein, brachte sie unter die Aufsicht der Behörden und legte damit den Grund zu dem eigentümlich niederländischen Calvinismus, der von der strengen kirchlichen Staatslehre Calvins sehr abweicht. Als dann 1576 der allgemeine Aufstand in den gesamten Niederlanden losbrach, da stützte sich Wilhelm von Oranien wohl vielfach auf die reformierten Gemeinden im Süden, war jedoch immer bestrebt, eine allgemeine Religionsfreiheit und den Religionsfrieden durchzusehen. Als Spanien einen vorteilhaften Frieden, aber ohne Religionsfreiheit anbot, war Oranien dagegen, wieder wie so oft von seiner treuen Mutter beraten, daß er „unter seinem vielfachen Kreuz nicht kleinmütig werden möge.“ Sein ruhelofer und zähsicherer Kampf um Religionsfreiheit, welche erst dreihundert Jahre später Allgemeingut werden sollte, macht ihn zu einem der großen Männer der Geschichte, die mit ihren Ideen und Einsichten ihrer eigenen Zeit weit voraus sind. Er schien sein Ziel zu erreichen, als im Jahre 1578 die „Pacifcatie“ von Gent abgeschlossen wurde, worin alle Provinzen Duldung der verschiedenen religiösen Richtungen zusagten. Auch das große Ziel, die Einheit der gesamten Niederlande im Kampf um ihre nationale Befreiung, schien damals der Verwirklichung nahe. Da kam durch die Bilderstürmerlei fanatischer Calvinisten, besonders in Gent, einerseits und durch die militärischen Erfolge des Herzogs von Parma andererseits der große Bruch in die Niederlande.

* * *

Das politische Ideal einer von fremdem Joch befreiten Einheit der gesamten Niederlande war das Hauptziel des Prinzen von Oranien. Diesem hohen Ziel diente sein Streben nach Toleranz. Er sah, seiner Zeit weit voraus, daß staatlich-völkisches Leben

und religiöse Ueberzeugung auf zwei verschiedenen Ebenen liegen, von denen keine zwangsweise über die andere gestellt werden darf. Als nach dem Zusammenschluß der hauptsächlichsten wallonischen katholischen Provinzen in der Union von Arras am 6. Januar 1579 kurz darauf am 23. Januar die übrigen Provinzen die Union von Utrecht schlossen, welche lange Zeit als ein Werk des Prinzen von Oranien angesehen wurde, hat er lange gezögert, sich ihr anzuschließen. Wie aus einem von Prof. Bloch in Leiden vor dem Weltkrieg aufgefundenen Brief des Leidener Bürgermeisters Aert Dircz vom 26. Februar 1579 über seine Sendung zu Oranien nach Antwerpen hervorgeht, hat der Prinz sich geweigert, der Union beizutreten, weil ihm ein Staat vorschwebte, worin Katholiken und Protestanten nebeneinander mit ungefähr gleichen Rechten leben sollten. Erst am 3. Mai 1579 hat er die Union unterzeichnet, indem er nach dem Abfall der anderen Provinzen das Erreichbare höherstellte als das Bessere. Man muß feststellen, daß diese Union von Utrecht noch einmal die nördlichen und einen Teil der südlichen Niederlande vereinigte, als es gelang, auch die flämischen Provinzen zum Anschluß zu bewegen. Diese Gebiete gingen aber bald durch die Waffenerfolge des Herzogs von Parma wieder verloren.

Man darf jedoch den militärischen Erfolgen nicht allein die Ursache für die Trennung zuschreiben. Die Menschen der damaligen Zeit lassen sich in Passive und in Aktive einteilen. Die einen, die Passiven, trauten dem Norden und dem jetzt calvinistisch gewordenen Prinzen von Oranien nicht und erstrebten vor allem die Aufrechterhaltung des Katholizismus und letztlich eine Versöhnung mit Philipp von Spanien; die anderen, die Aktivistinnen jener Zeit, wollten die staatliche Freiheit und Einheit und gaben ihr zuliebe die religiösen Streitigkeiten auf. Jene waren der hohe Adel, die Geistlichkeit und die bürgerlichen Patrioten; diese waren die „Intellektuellen“ und das eigentliche Volk. Die Passiven verstanden Wilhelm von Oranien nicht, und ihn selbst verhinderte bald die Kugel eines burgundischen Meuchelmörders, sein Ziel, das nahe schien, ganz zu erreichen.

Nachdem man schon 1567 bei seiner Verbannung seine Güter und Besitzungen für frei und jedem käuflich, der sie haben wollte, erklärt hatte, schleuderte 1580 Philipp den Bann gegen ihn und verließ jedem, der ihn lebend oder tot gefangen nehmen würde, hohe Belohnung im Diesseits und im Jenseits. Auf diesen Bannstrahl antwortete der Prinz bald mit der berühmt gewordenen Apologie. In dieser kräftigen und leidenschaftlichen Staatschrift, die den Einfluß der in seiner Umgebung weilenden Augenotten, insbesondere den der antimonarchischen Schrift „Vindiciae contra tyrannos“ von Du Plessis-Mornay verrät, stellt er nach einer ausführlichen historischen Darlegung seiner und seiner Ahnen Verdienste um die burgundischen und spanischen Fürsten die beiderseitige verschiedene Staatsauffassung scharf gegeneinander: die unerträgliche Tyrannei der spanischen Herren und ihrer Knechte, welche die Grundsätze einer rücksichtslosen und ehrlosen Staatskunst auf ein freies Volk anwenden wollen, welches ein ruhiges und fleißiges Leben im Genuß der mit dem Gut und dem Blut ihrer Väter erkauften Privilegien führen will; und gegenüber den Grundsätzen jener spanischen Staatslehre seine eigenen: die von Recht und Gesetz, von Freiheit der Person und des Gewissens, von Menschlichkeit und Friede, von Treue und Ehre. Der Gegensatz, um den es in dem ganzen achtzigjährigen Freiheitskampf der Niederländer ging, war allen deutlich vor Augen gestellt: der Kampf um die Erhaltung und Sicherung des freien Selbstbestimmungsrechtes eines Volkes und seiner Volksgenossen gegen dynastische Zwangsherrschaft und fremdländische Willkür.

Der Kampf war auf dem Höhepunkt angelangt. Am 26. Juli 1581 beschloßen die Generalstaaten im Haag, worin auch noch Katholiken saßen, die öffentliche Absage an den spanischen König: das Plakat von „Verlatinge“. Es war eine revolutionäre Tat, die mit staatsrechtlichen Gründen belegt und gerechtfertigt wurde. Dieses Staatsstück ent-

hält die staatsrechtlichen Gründe eines neuen positiven Staatsrechts, wonach ein Volk seinem Fürsten den Gehorsam aussagen kann, wenn er auf gröbliche Weise seine Pflichten als Herrscher verletzt, da „der Fürst für das Volk und nicht das Volk für den Fürsten geschaffen“ worden ist. In einer Zeit, wo überall in Europa der Absolutismus seinen Einzug hielt, ist in den Niederlanden, deren Geschichte diese Staatsform niemals gekannt hat, der Grundsatz aufgestellt und verwirklicht worden: nicht Fürstendienst, sondern Dienst am Vaterland, wie es im „Wilhelmus van Nassouwe“ gleich im Eingang heißt: „Den vaderland getrouwe Blijf ik tot in den dood“, getreu dem Gebote Gottes, „Der hoogster Majesteit“, der man Gehorsam schuldig ist in der „Gerechtigkeits“, mit welchem schönen Worte das niederländische Nationallied schließt.

* * *

Die hervorragendste Eigenschaft Wilhelms von Oranien war seine Standhaftigkeit, die ihn auch in den schwierigsten Lebenslagen, in den Zeiten, wo er fast von allen verlassen war, seiner Sache die Treue halten ließ. Er ist niemals verzweifelt, weil er immer an seine Berufung glaubte, an seine Aufgabe, die ihm von einer höheren Hand im Belang des unterdrückten niederländischen Volkes aufgetragen worden war. Das tiefe, mutige Wort von ihm „Point n'est besoin d'espérer pour entreprendre, ni de réussir pour persévérer“ („Keineswegs ist Hoffnung nötig für die Tat, noch Erfolg für die Beharrung“) zeigt ihn als einen Menschen sehr großen Formates. Damit ragte er auch weit über seine eigenen Kampfgenossen hinaus, die in kleinlicher Verzagtheit ihm oftmals nur zögernd folgten oder ihm sogar die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes versagten. Während Behörden und Machthabende der Provinzen mehrfach von zaudernder Bedenklichkeit erfüllt waren, sah die Masse des Volkes in ihm den Retter, wie es in so rührender Weise bei seinem festlichen Einzug in Brüssel im Jahre 1577 sich zeigte, als er diese Stadt nach zehnjähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder betrat. Erst die Ermordung des Prinzen am 10. Juli 1584 in Delft ließ die Generalstaaten aufschrecken und zu dem mutigen Entschluß bringen, von nun an die schwere Last, die der Prinz bisher getragen hatte, auf die eigenen Schultern zu nehmen.

Wilhelm von Oranien war der Wegbereiter der Religionsfreiheit, eine edle Persönlichkeit von feiner Menschlichkeit in einer Zeit von Grausamkeit und Willkür, der mit vornehmer Feutseligkeit das Herz des gemeinen Mannes ebenso gewann, wie er den Verstand der höher Gestellten in seine Denkwelt zwang oder, wenn sie ihm Gegner waren, scharf zerpflückte. Er war vor allem der standhafte Fels, an dem die gewaltige Macht der spanischen Krone zerschellte, und der Baumeister der niederländischen Freiheit. Sein zu früher Tod ließ ihn das Werk nicht vollenden. Die Niederlande sind politisch anders geworden, als er sich erträumte. Sein Ideal ist als Vermächtnis geblieben, das heute, nach vierhundert Jahren, in einer Zeit gewaltiger Gärung und im Anbruch eines neuen Zeitalters, im Norden und Süden der gesamten Niederlande als Verpflichtung zur endlichen Vollendung der nationalen Einheit tief empfunden wird.

Dilettanten / Erzählung

„Inscheniir? Inscheniir? Ich meen — Sie sollte uff die Rees' gehe!“ Der alte Mosbacher, Kommerzienrat, Gründer und sozusagen alleiniger Inhaber der bedeutenden Spezialmaschinenfabriken Mosbacher u. Co., ging kritischen Blicks und die obigen Worte teils grunzend, teils gröhrend, wie es seine Gewohnheit war, um seinen Besucher herum. Was ihn zu diesem Ausspruch veranlaßte, war ein helles, elegantes Sommerüberzieherchen, das jenem, dem Diplom-Ingenieur und Doktor der Nationalökonomie Ernst Roellinghoff, in seinen Augen eher das Aussehen eines Reisenden als eines Ingenieurs verlieh. Und Ingenieur, Ingenieur vor allen Dingen mußte der sein, der für den Posten eines Privatsekretärs, man konnte auch sagen Direktions-Assistenten, bei ihm in Betracht kam. Dabei hatte Roellinghoff sich jenes Kleidungsstück von einem vermöglicheren Vetter eigens für die Vorstellung beim alten Mosbacher ausgeliehen. Der Anzug, den er unter dem Ueberzieher trug, war nämlich der neueste nicht mehr, und es war kaum die Frage, ob der Alte, der selbst in Kleidungsachen zwar souverän altmodisch, ja sogar nachlässig aufzutreten liebte, darob nicht etwas sehr Unmißverständliches gegrünzt und gegröhlt haben würde. Das wäre noch peinlicher gewesen, denn das Gröhlen — der Herr Kommerzienrat Mosbacher hatte die Gewohnheit, einzelne Worte und meistens gegen Ende des Satzes hin mit erhöhtem Stimm Aufwand vorzubringen — das Gröhlen hatte einen ganz bestimmten Zweck. Es hing mit der Art der kommerzienrätlichen Oberleitung im Mosbacher'schen Bürobetrieb zusammen. Das Büro des alten Mosbacher war nämlich so etwas wie ein Glasfaß inmitten des sonstigen allgemeinen Büros, mit der Möglichkeit allseitigen und weitestgehenden Ueberblicks. Von hier aus sah und hörte der Herr Kommerzienrat alles, jedenfalls vieles; und damit man auch seiner Anwesenheit immer wieder lebhaft inne wurde, daher jenes Gröhlen. Praktisch war diese Einrichtung freilich nur ein Ueberbleibsel aus vergangenen Aufbau- und Entwicklungszeiten; von einem Ueberblick auf die genannte Art konnte bei der Ausdehnung und Spezialisierung des Mosbacher'schen Büros heute nicht mehr die Rede sein; aber der Ausblick war geblieben und ebenso die Vernehmlichkeit der kommerzienrätlichen Aussprüche auf weit hinaus.

Das elegante Sommerüberzieherchen war übrigens im großen und ganzen das Einzige, was Mosbacher an dem Bewerber auszufehen fand. Der junge Mann, Anfang, vielleicht auch Mitte der Dreißig, war von stattlichem, sehr einnehmendem Aussehen, und wenn Mosbacher selbstverständlich auch keinen Anstand nahm, auch das bei Gelegenheit scharf zu kritisieren, so schätzte er eine stattliche, eindrucksvolle Erscheinung, entsprechende ingenieure oder kaufmännische Qualitäten vorausgesetzt, bei seinen Leuten doch sehr. Insoheim — in der Öffentlichkeit behauptete er gewöhnlich das Gegenteil — rechnete er auch eine gewisse Eleganz und Geffälligkeit in der äußeren Aufmachung dazu, jedenfalls bemäkelte er ihr Nichtvorhandensein gegebenenfalls stark. Nun, insofern ließ sich jetzt gegen Roellinghoff,

vor allem dank dem geliehenen Sommerüberzieher, nichts sagen. Der junge Mann hatte außerdem glänzende Zeugnisse, wenn auch nur aus kleinen Anfangsstellungen, er beantwortete die Mosbacher'schen Examensfragen mit bemerkenswerter Klarheit und Präzision, machte überhaupt den Eindruck einer sehr gewissenhaften, einer sehr gediegenen und verlässlichen jungen Kraft. Und nachdem der Herr Kommerzienrat in den nächsten Tagen noch allerlei eindringliche, auf das berufliche und private Verhalten des Bewerbers sich erstreckende Erkundigungen hatte anstellen lassen, die auch samt und sonders nur Empfehlendes, jedenfalls nichts Nachteiliges über ihn zutage förderten, schrieb er ihm, er könne am nächsten Ersten oder vorher, wenn er wolle, seinen Posten bei ihm antreten. Von dem vorgesehenen monatlichen Gehalt zog er aber vorerst noch zwanzig Mark ab; die könne man immer noch zahlen, schrieb er, wenn sich dies als angebracht herausstellen sollte.

Es war angebracht. Ja, das stellte sich ohne weiteres und sehr bald heraus. Eigentlich — das muß nun an dieser Stelle eingeschaltet werden — war er etwas durchaus Neues, dieser Posten, den der alte Mosbacher da besetzt hatte. Privatsekretär? So etwas hatte es bisher bei ihm nicht gegeben. Was er Sekretärlisches zu besorgen hatte, das hatte er seither mit einer Stenotypistin, mit einem „Mädchen“, mehr oder weniger glatt bewerkstelligt. Im übrigen hatte er doch seine „Leit“, die Direktoren, Prokuristen, Betriebsleiter, die auch alle ihre Schreiber und Schreiberinnen hatten, zu was sollte er sich also auch noch damit belasten? Nein, es hing damit zusammen, daß er jetzt mehr Zeit hatte. Jawohl — er war nämlich der Jüngste nicht mehr, er war gut siebzig — er hatte vor kurzem die eigentliche Geschäftsleitung niedergelegt und war Aufsichtsratsvorsitzender geworden. Praktisch hatte das freilich nicht viel geändert; es hatte vor allem insofern nicht das Geringste geändert, als er auch weiterhin Tag für Tag, von morgens acht Uhr ab, im Werk und im Büro zu finden war und nach wie vor den Lauf der Dinge dort bestimmte. Aber mehr Zeit hatte er doch, und wenn auch nur deshalb, daß er sie sich nahm, daß er sich die Zeit ließ. Ja, die Entwicklung des Mosbacher'schen Unternehmens hatte allmählich einen gewissen Sättigungsgrad, ein organisches Maximum sozusagen, erreicht; was noch kam, das war ein mehr selbstverständliches, mehr funktionelles Wachsen und Gedeihen; das brachten seine „Leit“ auch fertig, da brauchte man eigentlich nur dabei zu sein. Und infolgedessen hatte man Zeit, m e h r Zeit jedenfalls, und da man ein lebhafter, überaus beweglicher Kopf war, andererseits Junggeselle, ohne Familie, so nahm man sich nun die anderen Lebensgebiete, die mit dem Mosbacher'schen Spezialmaschinenbau immerhin nicht völlig ohne Zusammenhang waren, auch ein wenig vor. Man befaßte sich mit ihnen, machte sich Gedanken darüber, und Gedanken waren natürlich dazu da, ausgesprochen und von einer einsichtigen Umwelt zu deren Ruh und Frommen gebührend zur Kenntnis genommen zu werden. Mit einer Stenotypistin, mit einem „Mädchen“, ließ sich das nicht machen. Und seine „Leit“ hatten anderes zu tun. Außerdem, das waren „Inschenlire, Kaasleit“, nur das, ihnen eignete die entsprechende tiefere Einsicht und das entsprechende höhere Urteilsvermögen nicht. Daher also der Privatsekretär.

Und Roellinghoff, das muß man sagen, Roellinghoff war hier durchaus der richtige Mann. In bezug auf Einsicht und Urteilsvermögen ward er allen, auch den höchsten Ansprüchen gerecht. Er kam aus kleinen, völlig mittellosen Verhält-

nissen, war früh Waise geworden, hatte unter den denkbar schwierigsten Umständen studiert, kurz, das Leben hatte ihn bereits geschliffen auf die ergiebigste und mannigfaltigste Art. Außerdem war dieser Zeitgenosse nicht nur Diplom-Ingenieur und Volkswirt, sondern obendrein noch Theologe. Jawohl, er hatte zunächst, aus einer gewissen Veranlagung und weil vermögende Verwandte, die ihm das Studium ermöglichten, es so wollten, Theologie studiert. Dann hatte er dieses Studium, einer inneren Notwendigkeit zufolge, an den Nagel gehängt — damit selbstverständlich auch die Unterstützung seiner Verwandten — und sich ausgesprochen praktischen Fächern, erst der Technik und schließlich noch der Volkswirtschaft zugewendet. Er hatte studiert wie ein Wilder, und zwar vornehmlich der Wissenschaft, des puren Wissens und Verstehens wegen; das Geldverdienen, wozu all dies Wissen und Können doch nur da ist oder da sein soll, stand demgegenüber weit zurück. Und tatsächlich hatte Roellinghoff von seinen Kenntnissen und Einsichten auch noch nicht viel gehabt. Schulden hatte er, ja, und lärglich und kümmerlich gelebt. Und daran hatte sich eigentlich auch jetzt, wo er doch Privatsekretär und sozusagen rechte Hand des vielvermögenden Kommerzienrats Jakob Mosbacher war, nicht viel geändert. Sein Gehalt war, wenn auch schließlich auskömmlich, so doch, vor allem in Anbetracht der Schulden, knapp genug. Was man dem alten Mosbacher nicht mit Gewalt aus den Klauen riß — freiwillig gab er es kaum her. Und das Aus-den-Klauen-Reißen war Roellinghoffs Sache nicht. Dabei war sein Dienst keineswegs leicht oder gar bequem. In erster Linie war er — das ergab sich bei den beiderseitigen Schwergewichten ganz von selbst — in der Tat die rechte Hand des Inhabers und obersten Lenkers der Spezialmaschinenwerke von Weltruf Mosbacher u. Co., das Private kam, und zwar ausgiebig genug, dann noch hinzu.

Wie gesagt, Roellinghoff wurde allen, und darunter wahrhaft schwierigen Ansprüchen seines Postens durchaus gerecht. Das erkannte auch Mosbacher, wenn auch keineswegs offenkundig, an. Er schätzte manches an seinem neuen Mann. Er schätzte das angenehme Preußische, zuchtvoll Verlässliche in seiner Art; er schätzte das leis Zurückhaltende, so gar nicht Happige in seinem Auftreten und Sein. Nur — und das war Mosbachers Meinung nach nun ein großer, großer Fehler — daß Roellinghoff auch geschäftlich, auch als Unternehmer von dieser so ganz und gar unhappigen Art nicht ließ. Geschäftlich, das bekundete Mosbacher laut, geschäftlich und namentlich in Wahrnehmung der eigenen, der Mosbacherischen Interessen war ihm ein frisch-fröhlicher Wikinger unbedingt lieber als ein Theolog. Selbstlosigkeit, zum Beispiel von seiten der Angestellten, ja sogar seitens ganzer als Abnehmer gewisser Spezialmaschinen auftretender Gewerbebranche in allen Ehren, aber in Vertretung der eigenen, der Mosbacherischen Belange!! Mosbacher hielt Roellinghoffs Meinung nach dieser Richtung hin für eine verderbliche Irrlehre, und er bekämpfte sie mit allem Feuer. Gewiß, verschenken wollte Roellinghoff die Mosbacherischen Erzeugnisse ja auch nicht, aber er war so strikt und mit solchem Eifer auf die völlige Ausgewogenheit von Leistung und Gegenleistung bedacht, daß man glauben sollte, das Weltgefüge gerate in Unordnung — er behauptete das auch allen Ernstes — wenn einer auf gewisse Verschleibungen zu seinen Gunsten aus war. Dieser Roellinghoff verhielt sich überhaupt so, als ob er sich zu jeder Frist und in allem,

was zu tun und zu lassen war, für das richtige Funktionieren dieser Weltordnung voll mitverantwortlich fühlte. Es war deshalb eine große Befriedigung für Mosbacher und erleichterte ihn sehr, als ihm eines Tages von einem ganz offenbaren — ja, in Ansehung seiner sonstigen Untadeligkeit mußte man wohl sagen Makel seines Privatsekretärs berichtet wurde. Es war einer zuverlässigen Beobachtung nicht entgangen, daß Roellinghoff von Zeit zu Zeit, gar nicht häufig, eher sogar selten, dem Alkohol zusprach, sich, mit Respekt zu sagen, betrank. Ernst geschah solches, schweigsam, ohne Aufhebens und auch ohne irgendwie bemerkbare Folgen. Immerhin, die Tatsache bestand, und sie war zugleich ein klarer Beweis dafür, daß die Bäume der Rechtschaffenheit nun einmal nicht in den Himmel wuchsen.

Und noch etwas tadelte Mosbacher an seinem Mann. Gewiß, er war verläßlich in jeder Beziehung; seine ingeniösen und wirtschaftlichen Kenntnisse und Einsichten waren eminent; es ließ sich auf manche Weise Eindruck, ja sogar Staat mit ihm machen — aber er hatte keine Ideen. Zwar wäre es gerade Mosbacher gewesen, der etwaigen ingeniösen oder unternehmerischen Ideen in erster Linie grundsätzlich, dann aber im Hinblick auf den bekannten Sättigungsgrad aufs schärfste opponiert haben würde, aber daß jemand Ingenieur, junger Ingenieur sein und tatsächlich den Tag ohne irgendwelche epochalen, den Spezialmaschinenbau oder —markt von Grund aus umgestaltende Ideen verbringen konnte, das erschien ihm doch höchst merkwürdig, das erschien ihm doch als ein ganz offener und fataler Mangel an ingeniöser und unternehmerischer Befähigung und Begabung. Und er wurde denn auch nicht müde, das immer aufs neue und in der unmißverständlichsten Weise klarzustellen und zu betonen. Oft, wenn er von seiner Wohnung oder von sonst irgendwoher mit seinem Privatsekretär telephonierte, fragte er ihn: „Haben Sie keine Idee?“ Und wenn Roellinghoff dann „Nein!“ sagte, und er sei mit den vorliegenden Aufträgen und Obliegenheiten im übrigen voll beschäftigt, so wußte er sich vor Staunen nicht zu fassen, und geradezu als ein Naturwunder müsse das verbucht werden, gröhnte er in den Apparat.

Als ein Naturwunder pflegte es freilich von unterrichteter Seite bezeichnet zu werden, daß beide, Mosbacher und Roellinghoff, so lange — es waren immerhin schon einige Jahre seit jener Anstellung vergangen — miteinander auskamen, das heißt, daß weder Mosbacher seinen Privatsekretär inzwischen hinausgeworfen, noch daß Roellinghoff seinem Brotherrn den Bettel vor die Füße geschmissen hatte. Daß dies, aller wohlbegründeten Erwartung zum Trotz, in der Tat bisher nicht geschehen war, muß nun im wesentlichen als das Verdienst Roellinghoffs bezeichnet werden. Dieser vom Leben ja weidlich geschliffene Nationalökonom war Kummer gewohnt. Er hatte es noch kaum gut gehabt in seinem Leben und nahm darum manches in Kauf, worüber ein anderer verzagt oder auch empört auf und davon gegangen wäre.

Andererseits, und das war nun das eigentlich Denkwürdige, ja Erstaunliche an der Sache, andererseits konnte aber auch Roellinghoff seinem Brotherrn die Wahrheit sagen — und bei Gott, er tat es, er tat es mit theologischer Gründlichkeit, nach bestem Wissen und Gewissen — ohne daß Mosbacher, der solcher Wahrheiten jeweils mit Staunen, ja nicht ohne Nachdenklichkeit inne wurde, darob die sonst bei ihm üblichen Konsequenzen gezogen hätte. Er gröhnte zwar, er gröhnte wie noch nie, aber Roellinghoff tat seine Pflicht, und mehr als das, er

machte sich um Mosbacher u. Co. sogar verdient. Aber Ideen hatte er nicht, das stand fest.

Immerhin führte die Verschiedenartigkeit der Mosbacher'schen und Roellinghoff'schen Ansichten, vor allem auf den dem Spezialmaschinenbau abgewandteren Lebensgebieten, die Mosbacher ja nun aber mit Vorliebe zu seinen Gedankengängen erkor, jeweils zu beträchtlichen, ein gedeihliches Zusammenarbeiten nicht unbedenklich gefährdenden Spannungen. Die kommerziellrätlichen Ueberlegungen zielten, in Anbetracht jenes Sättigungsgrades und vielleicht auch gewisser mit den siebziger Jahren in Zusammenhang stehenden Umstände, mehr oder weniger auf die Beantwortung der Frage, wo denn der Mensch letzten Endes beheimatet sei, wenn der Spezialmaschinenbau zum Beispiel, wie es ja den Anschein habe, diese Beheimatung nicht biete. Die Roellinghoff'sche Beantwortung dieser Frage war derart, daß Mosbacher rund heraus und mit allem Nachdruck feststellte, jener sei weder „Ingenieur“ noch „Kaufmann“, sondern geradewegs Theolog, und ein solcher eigne sich für eine prominente Wirtschaftsstellung nun einmal auf keinen Fall. Die Roellinghoff'sche These besagte nämlich nicht mehr und nicht weniger, als daß alle materiellen Daseinsäußerungen in erster Linie tatsächlich *Außerungen* seien, das heißt nach außen geratene und — hier liege jetzt der Hase im Pfeffer — sich hier draußen gefallende Erscheinungen des eigentlichen inneren Wesens und Wirkens; daß einer seines eigentlichen Seins und Wesens also um so weniger teilhaftig sei, je mehr und je ausschließlicher er sich in diese *Außerung*, in dieses Draußensein verloren habe beziehungsweise verliere, darin aufgehe.

Selbstverständlich bekämpfte Mosbacher eine derartige weltabgewandte Irrlehre aufs lebhafteste. Wovon sie denn leben wollten, die „spinneten Teufel“, die Theologen, die „Kinschtler“, die Dichter, wenn es in erster Linie nicht „Baure“ — Mosbacher hatte als Schuljunge noch die elterlichen Geißen gehütet — „Ingenieure“ und „Kaufleute“ gebe, hä? Selbstverständlich müsse man, wenn man sich schon auf der Erde befinde, auch von der Erde ausgehen, wenn man, um es so auszudrücken, in den Himmel wolle, seinetwegen — es war Roellinghoff, der dieses sprach — seinetwegen also als Bauer, Ingenieur, Wirtschaftler. Aber, genau gesehen, so könnten doch diese Daseinsformen zur Verwirklichung des eigentlich Menschlichen nur *dienen*, sie seien nicht sein Zweck.

Ohne „Baure, Ingenieure, Kaufleute“ gehe es nicht, gröhlte Mosbacher, nie und nimmer! Aber ohne Theologen gehe es, jawohl!

Ja, bohrte Roellinghoff, und es sah aus, als blickte er dabei stur nach innen, geradewegs hinter seine sehr frei dieser Außenwelt dargebotene Stirn —, ja, es möge sogar so sein, daß einer kein guter Ingenieur, Wirtschaftler oder Theologe sein könne, wenn er es nicht ganz, ausschließlich sei — entweder oder —

Woraus Mosbacher dann ableitete und es klar und deutlich feststellte, daß er mit seiner Verteidigung der eigentlich wertschaffenden Berufe eben doch recht behalten habe. Innerlich, bei sich selbst, triumphierte er aber keineswegs. Innerlich räumte er ohne weiteres ein, daß der Standpunkt seines Privatsekretärs immerhin etwas für sich habe; innerlich war er sogar geneigt, einzuräumen, daß dieser Diplom-Ingenieur und Theologe doch wohl einer von denen sei, die aufs Ganze gingen, aufs Ganze gerichtet waren wenigstens, und daß es vielleicht auch nicht

geringe Existenzschwierigkeiten sein mochten, wenn einer all die Vielseitigkeit seines Seins und Wesens nicht klar unter einen Hut bringen konnte. Das bedachte Mosbacher, der ja ein blühgeheimer Kopf war, sehr wohl. Aber er konnte es andererseits nicht leiden, wenn dem Stand der Ingenieure, zu dessen Ruhm er mit seinen Erfindungen ja auch einiges, und nicht gerade Unerhebliches beigetragen hatte, nicht volle, uneingeschränkte Wertschätzung zuteil wurde. Daß der Ingenieur nicht die Krone der Schöpfung sein sollte, das wurmte ihn tief, und das gab er, in der Öffentlichkeit wenigstens, niemals zu.

Da aber auch Roellinghoff in dieser Beziehung zu keinerlei Kompromissen zu haben war, so erhoben sich beiderseits oft wahre Bastionen an Meinungsstreue und Trug mit wehrhaften und schier uneinnehmbaren Zinnen, von denen aus besonders Mosbacher mit schweren Ausfällen gegen die feindliche Position nicht sparte. Er verwendete dabei die massivsten materialistischen Brocken, erklärte in der Hitze die ganze Theologie für eitel Grillenfängerei, mit der man aber auch nicht den kleinsten, den simpelsten Pumpenschwengel in Bewegung setze, von ihrem in Mark und Pfennig gar nicht ausdrückbaren Unwert ganz zu schweigen. Nichts laufe man sich dafür, schlechterdings nichts.

Und während eines solchen, auch für Mosbacher & Co. wenig einträglichen Sehdezustandes konnte es dann geschehen, daß Mosbacher, als er einmal in Frankfurt zu tun hatte und dort von Roellinghoff beiläufig auf das Goethe-Haus aufmerksam gemacht wurde, sich interessiert, jedoch breit und die Säuste in die Seiten gestemmt, vor dem Haus aufplanzte, es sorgfältig, erst geradezu, dann auch von seitwärts, schräg von links und schräg von rechts herauf, lange musterte, um dann unter beträchtlichem, die Aufmerksamkeit der anwesenden Jugend, aber auch der Erwachsenen mit Macht auf sich lenkendem Gröhlen kundzutun: „Jo, der Goethe! Der Goethe! Des war kanner von denne jämmerliche Dichter do, von denne Hungerlidter! Des war e vermegender Maan, des war e aang'ehener Maan — des sieht mer an demme Haas do! Jo, Geld muß mer hadde, Vermege muß mer hadde, sonst is mer e Sch . . . kerll!“

Da die umstehende Jugend darob selbstverständlich in beifälliges Johlen ausbrach, zog Mosbacher, der ein großer Kinderfreund war und in der weitläufigen hinteren Tasche seines altmodischen Schoßrocks stets eine große Tüte mit Zuckerwerk bei sich führte — der Gutselmann hieß er darum in seiner Heimatstadt —, jetzt diese Tüte hervor und teilte gröhrend und obige Goetheerklärung noch weiterhin in den aufnahmefähigen Kinderherzen zu befestigen trachtend, daraus nach allen Seiten. Seine blühgeheimen Augenlein und sein breites, fuchsig-graubärtiges Gesicht glänzten dabei voller Befriedigung, hatte er es doch seinem theologischen Privatsekretär wieder einmal schlagend und unwiderleglich gegeben. Er konnte sich auch, als die Tüte leer und das Johlen der ihnen noch eine ganze Strecke das Geleit gebenden Jugend endlich verklungen war, nicht enthalten, abermals an Goethe anknüpfend, die Abwegigkeit gewisser weltverneinender theologischer Fikelfanzereien gebührend zu kennzeichnen.

Roellinghoff, der schon die ganze Zeit über ein steif abwehrendes, beinahe hochmütiges Gesicht gemacht hatte, begegnete der Mosbacher'schen Attacke eisig. Das Verkehrteste, was er, im Hinblick auf ein gedeihliches Zusammenarbeiten jedenfalls, in solchem Falle tun konnte. Aber Roellinghoff war schwer gereizt —

vielleicht war es auch gerade die Zeit, wo seine alkoholischen Ausschweifungen stattzufinden pflegten — für Roellinghoff hieß es jetzt: Spaß beiseite! Und er gab einem Polargletscher an Schroffheit und Unzugänglichkeit der Haltung nicht das mindeste nach. Was den lebhaften und seines Triumphes eigentlich schon gar nicht mehr frohen Mosbacher naturgemäß nur noch weiter stachelte und aufbrachte.

Die Folge war ebenso unvorhergesehen wie radikal, nämlich, daß Roellinghoff dem gröhrenden und vor Wut krebseroten Mosbacher erklärte, er möge seinen Kram von jetzt ab gefälligst allein besorgen oder sich einen anderen dafür suchen, sich umdrehen, geradewegs zum Bahnhof ging und davonfuhr. Er könne einen Kaplan auch gar nicht brauchen, gröhnte Mosbacher noch hinter ihm drein. Dann erschraf er aber, denn jener ging tatsächlich davon, war weg, und Mosbacher begriff: bei Gott, es war kein Spaß.

Nein, es war der bittere, der unwiderrufliche Ernst. Roellinghoff bekam sein Gehalt bis zum Tage seines Abgangs ausbezahlt — keinen Pfennig mehr — und Mosbacher konnte seine Angelegenheiten fortan wieder mit einem „Mädchen“ besorgen — freudlos, unbefriedigend, unzulänglich genug — mehr schlecht als recht — und für die sinnigen, weltweisen Gespräche über das Leben, über Gott und die Ewigkeit und das alles, da hatte er nun niemand mehr. Einen neuen Privatsekretär anstellen? Noch einmal von vorn anfangen? Mosbacher schüttelte beinahe wehmütig den Kopf — nein, das machte er nicht, dazu hatte er keine Lust, dazu war er zu alt. Und außerdem: einen Doktor Roellinghoff bekam er nicht wieder, das war ausgeschlossen, und da hatte es eben keinen Zweck. Mosbacher machte die ganze Geschichte, das tägliche im Büro, im Werk sein, keinen Spaß mehr. Er war es leid, es hing ihm regelrecht zum Hals hinaus. Wozu? Man brauchte ihn nicht mehr, es ging ohne ihn. Es ging ohne ihn — Mosbacher verzehnte es sich nicht — sogar besser — einzelnes wenigstens, dieses und jenes, er war dabei nur im Weg. Und wenn er nichts mehr leistete und zuweg brachte und überflüssig war im Werk, was wollte er dann überhaupt noch hier? Mosbacher wußte es nicht, er konnte es sich beim besten Willen nicht denken. Er war fertig, er hatte seine Sache geschafft, er konnte jetzt eigentlich gehen. — Mosbacher mußte viel an eine Geschichte denken, die jüngst in einer Zeitung gestanden und die Roellinghoff, es war kurz vor dem Krach in Frankfurt gewesen, ihm zu lesen gegeben hatte. Eine Geschichte von einem alten chinesischen Maler war es gewesen, vielmehr von seinem letzten und großartigsten Bild. Der alte Maler hatte sich eines Tages in seine Werkstatt eingeschlossen und zu malen angefangen; kein Mensch, keiner seiner besten Freunde und Bekannten hatte Zutritt zu ihm, wochenlang. Als das Bild aber endlich fertig war, da hatte er seine Verwandten und die ihm sonst nahestanden, herbeigerufen, sie vor das Bild treten lassen, das in seiner besten Stube aufgehängt war und natürlich über die Maßen meisterlich und vollendet und überhaupt das Beste war, was er in seinem Leben gemacht hatte. Und nachdem nun alle gebührend gestaunt und ihrer Bewunderung Ausdruck gegeben, hatte der alte Maler sich höflich und lächelnd, wie es ja die Art dieser Leute war, nach allen Seiten verneigt, war in die Landschaft, die sein Bild darstellte, eine ganz wunderbare, nie gesehene Landschaft übrigens, hineingeschritten und binnen kurzem den Blicken der maßlos überraschten Hinterbliebenen entschwunden. Worauf er dann hinfort nicht mehr unter den Lebenden, wie man zu sagen pflegt,

weilte. — Natürlich hatte er, Mosbacher, Roellinghoff gegenüber diese Geschichte für einen ganz gewaltig faulen Zauber erklärt, womit ein Mann der Technik, und zumal des Spezialmaschinenbaus, nichts, aber auch gar nichts anfangen könne. Innerlich hatte er sich aber doch gewundert, innerlich hatte er sogar gestaunt, und die Geschichte war ihm noch oft im Kopf herumgegangen. Er hätte sie sogar gern nochmal gelesen, er hätte die Zeitung, darin sie stand, sogar gern gehabt, bei sich, in der Tasche. Und Roellinghoff, der Doktor Roellinghoff, wenn er noch dagewesen wäre: „Bitte, Herr Kommerzienrat!“ hätte er gesagt, „Bitte!“ Und sie hätte da gelegen, die Zeitung, selbstverständlich, als die natürlichste Sache von der Welt. Aber daran war nun nicht zu denken, du lieber Gott, die Zeitung war weg, er sah sie im Leben nicht wieder.

Aber, wie gesagt, die Geschichte ging ihm im Kopf herum, es war doch eine höchst merkwürdige, eine ganz sonderbare Geschichte. Denn genau besehen — Mosbacher drückte seine Nasenspitze, wie wenn die ihm beim genauen Zusehen im Wege wäre, mit dem Zeigefinger etwas zur Seite — genau besehen: so mußte es eigentlich sein — jawohl — man war fertig, man hatte seine Sache geschafft, nun sagte man zu diesem oder jenem, der einem Manns genug schien: So, hier ist das „Krämche“, jetzt mach du weiter; und ging hinüber, leicht, locker, eben wie der alte Chineser — Mosbacher hielt inne, er nahm seine altmodische, nickelgefaßte Brille ab: Hallo! das war eine Idee — eine Mordsidee war das sogar! Mosbacher rieb sich die Augen, er stand auf und ging einige Male in tiefem Sinnen durch sein Büro. Vor dem kleinen Fünzfing-Pfennig-Spiegel über der ebenso kleinen Emailschüssel, darin der Herr Kommerzienrat sich, jedoch nicht zu häufig, die Hände zu waschen pflegte, blieb er stehen, sah sich aus listigen Auglein wie aus großer Ferne, jedoch mit ungemeiner Ueberlegenheit an — nickte: Jawohl, das war eine Idee; das war sogar mit die beste Idee, die er gehabt hatte in seinem Leben. Denn wohlüberlegt: wer war der Mann, zu dem man noch am ehesten sagen konnte: So, hier ist das Krämche, jetzt mach du weiter; ich bin fertig, ich bin es leid? Wer war der Mann — he? Roellinghoff! Kein anderer als der Doktor Roellinghoff! — Im — dabei würde dieser westfälische Dickkopf, wenn man ihm mit einem solchen Antrag kommen würde, noch obendrein „Nein!“ sagen, „Bedauere sehr, rutschen Sie mir gefälligst den Buckel herauf mit Ihrer Klitsche und mit Ihren Millionen!“ Aber aus dem Jenseits — aus dem Jenseits würde er einen solchen Auftrag wohl oder übel annehmen, so wie er ihn kannte, da blieb ihm nichts anderes übrig. Ja, ha, und dann stand er da, der Theolog, der „spinnete Teufel“, der ja, weiß Gott, eher ein Kamel durch ein Nadelöhr galoppieren ließ als einen Reichen ins Himmelreich, dann stand er da als Generaldirektor von Mosbacher u. Co. und als vielfacher Millionär — ha, ha, ha! Mosbacher feixte, Mosbacher platschte sich in hoher Zufriedenheit auf die Schenkel. Denn er machte sich im übrigen keine Sorge, nein — Ideen hatte er zwar nicht, der Doktor Roellinghoff, darin war er, Jakob Mosbacher, ihm zeitlebens über, aber er war ein Kerl, er war unbedingt ein Kerl.

Freilich, so anstandslos, so ungezwungen, so geläufig wie bei dem alten Chinesen ging es bei ihm, Mosbacher, nicht — das Hinübergehen — dafür war man eben, wie er eigentlich ganz richtig sagte, der Theolog, zu befangen, zu verhaftet in diesem Da-sein und So-sein, hatte sich zu sehr darin verloren. Ohne eine

gewisse Gewaltfameit, ohne einen gewissen Lärm würde es bei ihm nicht abgehen. Richtig war das nicht, nein, es war sicher ein Mangel, ein Fehler; richtig war es, wie der alte Chinese es gemacht hatte. Aber diese freie, diese geräuschlose, meisterliche Art lernte er, Mosbacher, jetzt nicht mehr. Vielleicht, daß Roellinghoff sie lernte, aber er glaubte es nicht recht, es war bestimmt nicht leicht. Man war, diese Feststellung kraulte Mosbacher einwandfrei aus seinem Bart, man war in bezug auf die richtige Lebensführung ein rechter, vielleicht war es sogar angebracht, zu sagen, ein unerhörter Dilettant. Aber nicht er allein, nein, auch Roellinghoff; er nahm Roellinghoff beileibe nicht aus.

Nachmittags ging Mosbacher dann mit einem säuberlich beschriebenen Bogen zu seinem Schulkameraden, dem Justizrat und Mit-Aufsichtsrat von Mosbacher u. Co., Wendelin Schoepflin.

„Wendelin“, gröhlte er, „Wendelin, hier, des hab ich g'schribbe — geh her, mach bei Siggel drunner, un denn tus in dei Schublad!“

Und der Herr Justizrat las es, ernsten Gesichts, machte einen regelrechten notariellen Akt, in mehreren Ausfertigungen. Davon tat er eine in seine Schublade, und eine andere tat Mosbacher in seine Schublade. Und so war alles in Ordnung.

Am nächsten Morgen fand man den Herrn Kommerzienrat Dr. h. c. Jakob Mosbacher an seinem Schreibtisch, im Werk selbstverständlich, in seinem Glasfassen, nicht zu Haus, mit einem sauberen, präzisen Schuß ins Herz. Auf dem Tisch lag ein Zettel: Er sei fertig, er habe nichts mehr zu schaffen, und es mache ihm keinen Spaß mehr. Im übrigen stünde alles in seinem Testament.

Ja, und da stand nun darin, daß sein Nachfolger und im wesentlichen alleiniger Erbe der Diplom-Ingenieur und Doktor der Nationalökonomie Ernst Roellinghoff sei. Und in einer Anlage zu dem Testament, einem Brief an Roellinghoff, stand zu lesen, daß Roellinghoff einmal „Entweder oder“ gesagt habe. Er, Mosbacher, sei der Ueberzeugung, daß Roellinghoff dies durchaus als Dilettant gesprochen habe. Der alte Chinese zum Beispiel, an den R. sich wohl erinnere, sei ein unbestritten tüchtiger Maler gewesen und dennoch, sogar gerade vermittelt seiner malerischen Tüchtigkeit, jedenfalls nicht ohne sie, aus aller Erdenbeschwer glatt hinausgeschritten. Dafür sei jener aber auch ein Meister gewesen, kein Dilettant.

Georg Keferstein

Zur Charakteristik des Parvenüs

Parvenü — das ist ein fremdes Wort für eine fremde Sache. Das französische Wort ist deshalb der geeignete Ausdruck. Es sagt mehr als die ernsthaft-redliche germanische Bezeichnung Selmademan, mehr auch als das verhältnismäßig harmlose deutsche Wort „Emporkömmling“. Der Selmademan verhält sich zum Parvenü wie der Strebende zum Streber, wie der ungeschliffene Edelstein zur billigen Imitation. Der Selmademan erregt Achtung, Mitgefühl und allenfalls warm-menschliches Mitleid — der Parvenü erregt Verachtung, Spott und Gelächter. Wenn es wahr ist, daß das

Phänomen des Lachens beim Einbruch des Mechanischen in das Leben entsteht (Bergson), so beruht das Lachen, das der Parvenü verursacht, darauf, daß hier eine Lebensform eingenommen wird, die der betreffende lebendige Mensch auf seinem gegenwärtigen Lebensstande noch nicht ausfüllen kann, daß die neue Lebensform also nichts weiter als ein mechanisches Gewand ist, das man sich überzieht. Solche Mechanik bewirkt Komik.

Wo kann der Parvenü vorzugsweise gedeihen? Ist er an eine bestimmte politische Lage gebunden? Wird er durch irgendeine politische Anschauung oder Verfassung besonders begünstigt? — Grundsätzlich ist der Parvenü überall möglich — als Krankheitserscheinung. Überall, wo die gesunde Aufstiegsbewegung der Menschen krankhaft gehemmt oder forciert wird, da entsteht der Parvenü. So vornehmlich in der starren Aristokratie, wo das natürliche, als kontinuierliches Wachstum vor sich gehende Aufsteigen des Einzelnen und besonders der einzelnen Familie (denn mit Geschlechtern und nicht mit losgelösten Einzelnen rechnet ein solcher natürlicher Aufstieg) niedergezwungen wird, wo deshalb der krankhaft-unorganische Aufstieg erfolgt, der in der Erscheinung des Parvenüs gipfelt: der Neuadel des wilhelminischen Zeitalters ist Beispiel ebensoviel wie der Parvenü der Metternichzeit, wie er z. B. bei Raabe im „Schüdderump“ in dem Edlen von Haußenbleib dargestellt wird. Überall, wo die Gesellschaft in festen Formen erstarrt ist, wo mechanische Form an Stelle lebendiger Persönlichkeit getreten ist, da ist guter Boden für den Parvenü, dessen Wesen sich ja in äußeren Formen erschöpft. Die starre Aristokratie kann den inneren Gehalt aufsteigender oder des Aufstiegs werter Persönlichkeiten nicht berücksichtigen. Der Aufstieg ist deshalb in der starren Aristokratie krank, und zwar krankhaft gehemmt. Krank ist indessen die Aufstiegsbewegung auch da, wo sie nicht gehemmt, sondern wo sie forciert wird. Überall wo eine humanitäre Gesinnung mit dem vereinerleidenen und nur auf irgendein einseitiges Talent sehenden Schlagwort „Freie Bahn dem Tüchtigen“ arbeitet und weit mehr Aufstiegsmöglichkeiten schafft, als zum Aufstieg innerlich Berechtigte im Volke vorhanden sind, da ist ebenfalls ein guter Boden für den Parvenü. Überall also, wo die natürlichen Hemmungen des Lebens beseitigt sind, überall, wo der Einzelne aus dem Lebenszusammenhang (d. i. aus Geschlecht und Umwelt, aus Geschichte und Raum) herausgelöst und als Individuum verabsolutiert wird, überall also, wo die Demokratie herrscht, da ist der Parvenü eine Gefahr, der die Demokratie schon im eigenen Interesse begegnen müßte, eine Gefahr, die riesengroß ist in dem Augenblick, in dem beinahe die Mehrheit des Volkes zwischen einer letzten gigantischen Uebersteigerung der Demokratie und ihrer Ueberwindung hin und her schwankt. In einem Augenblick, wo dem Parvenü der Demokratie noch einmal vielleicht letzte Möglichkeiten gegeben sind, gilt es, dieser Gefahr durch Erkenntnis der parvenühafte Wesenszüge klar ins Auge zu schauen. Dabei ist zu bemerken, daß eine Analyse des Parvenüs nicht die Behauptung aufstellt, daß jedem Parvenü alle in der Analyse angeführten Wesenszüge notwendig anhaften müssen. Nur Vollblutparvenüs, die es im wirklichen Leben bloß selten gibt, würden alle diese Charakterzüge an sich tragen. Im wirklichen Leben dagegen ist die Sachlage meist um einiges freundlicher. Der Durchschnittsparvenü besitzt meist diesen oder jenen echten, d. h. nicht-parvenühafte Zug, den wir bei einer mehr typologischen Betrachtungsweise ausschalten müssen, durch den er uns aber menschlich näher kommt. Wir werden also sagen müssen: ein Parvenü ist ein Mensch, der eine sehr große Reihe der in der Analyse aufzuweisenden Charakteristika besitzt. Jene um der unlebendigen Uebersteigerung willen paradoxerweise gleichsam blutlos und schemenhaft wirkenden Vollblutparvenüs bei Heinrich Mann z. B. (etwa der Reichskanzler Schattich) dürfen deshalb nicht als Parvenüs des lebendigen Lebens gewertet werden, allenfalls als bereits typologisch verdickte Idealparvenüs.

Wie entsteht nun der wirkliche Parvenü? Kann man die Art seines Entstehens auf einen irgendwie einheitlichen Kenner bringen? In dem Worte Parvenü (= hinaufgelangender) ebenso wie in der Uebersetzung „Emporkömmling“ liegt etwas Passives. Man empfindet den Parvenü immer ein wenig als „geschoben“, als nicht „aus eigener Kraft“ (im Gegensatz zum Selbmademan) an seine Stelle „gelangt“. Und doch sind andererseits die Parvenüs durch eine ungemeine Rührigkeit, durch eine seltsame Geschäftigkeit und Aktivität ausgezeichnet, die wenig dem passiven Klang des Wortes zu entsprechen scheint. Die Lösung des Widerspruches liegt darin, daß der tüchtige Bürger bei seiner Tätigkeit mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit seinem ganzen Sein beteiligt ist, daß seine Aktivität aus dem Innern kommt, während die Geschäftigkeit des Parvenüs lediglich der Oberfläche eines einzelnen Talentcs entstammt, das in Unverhältnis steht zu den mangelhaft entwickelten sonstigen Qualitäten der betreffenden Persönlichkeit. Die Tätigkeit des gefestigten Bürgers ist eingebaut ins Ganze, zunächst ins Ganze der eigenen Persönlichkeit, dann auf dem Wege über die im Gewissen zu Tage tretende ethische Verbindlichkeit in das Ganze des Lebens und der Welt. Dem Parvenü geht dieser doppelte Einbau ins Ganze ab, weil er nur aus der Oberfläche eines einzigen oder weniger einzelner Talente lebt. Weil man nun erkennt, daß dieses einzelne Talent und die daraus entstehende Geschäftigkeit fast keinen Zusammenhang hat mit der zugrundeliegenden oft sehr geringwertigen Persönlichkeit, weil das Unverhältnis der Persönlichkeit zu ihrem Talent und dessen Geschäftigkeit in die Augen springt, darum erscheint eine solche im Grunde minderwertige Persönlichkeit als hinaufgeschoben, emporgekommen, eben als durch Passivität charakterisierter Parvenü.

So ist es meist so, daß der Parvenü auf demjenigen — unter Umständen auch geistigen — Spezialgebiete, auf dem er sich emporgearbeitet hat, viel und Hervorragendes leistet, daß aber seine sonstige geistig-sittliche Entwicklung, daß seine „Bildung“ nicht mit dieser einseitigen forcierten Hochzüchtung Schritt hält, ohne daß er es doch erkennt. Der Parvenü verabsolutiert ein einzelnes Talent. Und die vielleicht berechnete hohe Wertung dieses einzelnen Talentcs überträgt er dann — im Gegensatz zum Selbmademan — auf seine Gesamtpersönlichkeit. In gleicher Weise hält weder beim Selbmademan noch beim Parvenü die Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit mit der des forcierten Talentcs Schritt. Nur: der Parvenü glaubt, daß sie Schritt hält oder daß das einzelne Talent seine mangelnden persönlichen Qualitäten ersetzen kann, während der Selbmademan seine Grenzen erkennt und darum allmählich seine ganze Persönlichkeit in die auf einseitigem Wege erlangte Lebensform hinaufentwickeln kann. Der Parvenü aber besitzt nur sein einzelnes Talent. Ueberall deshalb, wo es nicht um die Verwertung eines einzelnen Talentcs, sondern um den Einsatz der ganzen Persönlichkeit geht, an den entscheidenden Stellen also und in den entscheidenden Augenblicken, da muß der Parvenü notwendig seine Grenzen erkennen, da muß er versagen. Die Parvenüs, das sind die Leute, die in den entscheidenden Augenblicken die Nerven verlieren, die Leute, die mit viel Reklame und Betriebsamkeit und mit wenig Substanz diese oder jene „große Sache“ betreiben, ohne die Kraft zu haben, die letzten eine ganze Persönlichkeit beanspruchenden Entscheidungen durchzuhalten. In kleinem, aber ungemein charakteristischem Rahmen wird diese Einseitigkeit des Parvenüs bei Gottfried Keller an den Brüdern Weideli im „Martin Salander“ aufgewiesen. Sie haben Talent: zunächst ein gewisses Schultalent, eine gewisse Schulbegabung. Wo es in tiefere und schwierigere Gebiete geht, erkennen sie freilich auch hier schon bald ihre Grenzen. Aber ihr Talent trägt sie weiter. Vielleicht würden sie ohne den von der Mutter überkommenen und gepflegten Ehrgeiz als kleine Subalternbeamte eine geruhiges Leben finden können. So aber führt sie ihr Talent (zum oberflächlichen Politisieren, zum Wortemachen, zum Schönschreiben, zur einfachen Verwaltungsarbeit) in einen Beruf, dessen Verantwortungsschwere sie nicht

gewachsen sind. Ihre naiv-streche Schlaueit auf politischem Boden imponiert zwar zunächst ein wenig, aber schon bald muß man mit Schrecken feststellen, daß „nicht ein rundes, oder, wie man zu sagen pflegt, nicht ein vernünftiges Wort“ von des jungen Parvenü Lippen fällt. „Der schlaue junge Streber hatte Amt, Haus und Frau; darüber war seine Persönlichkeit schon zu Ende geraten und konnte sich nur noch im Geräusche von ihresgleichen geltend machen. In der Stille des Hauses, wo man die einzelnen Worte vernimmt, war nichts mehr an ihm“. Die eigentlichen Tiefen des Lebens bleiben außerhalb der Fassungskraft des einseitigen Parvenüs.

Die auf Grund von einseitigen Talenten, nicht von ins Ganze der Persönlichkeit eingeordneten Begabungen emporgekommenen Parvenüs kann man in eine harmlose und in eine gefährliche Gruppe scheiden. Die harmlose Form des Parvenüs, die uns z. B. unter der Kennmarke „Neureich“ in allen Wählblättern begegnet, glaubt ganz naiv, die neu errungene Lebensform, in die man vielleicht nur auf Grund eines bauernschlaun Talentcs zum Geldverdienen hineingekommen ist, voll ausfüllen zu können, weiß nichts von ihrer eigenen Unzulänglichkeit. Zu dieser Kategorie der unkomplizierten Parvenüs gehören die sogenannten ungebildeten Leute, die sich meist so ungemein gebildet vorkommen (z. B. Frau Stöhr in Thomas Manns „Zauberberg“). Meist sind sie eitel auf ihre neue, angeblich voll erreichte Lebensform. Denn „eitel sind die Menschen nur dann, wenn sie ihren besseren Zustand nicht als natürlich, nicht als normal empfinden“ (Friedrich Sch). Diese Parvenüs glauben, die alte Stufe, die sie eigentlich als normal empfinden und auf die sie nun eitel herabsehen, voll überwunden zu haben. Der Parvenü in seiner gefährlicheren Form dagegen weiß um seine Unzulänglichkeit, weiß, daß er die alte Stufe durchaus noch nicht überwunden hat, daß er mit seinem Sein weder der neuen noch der alten Stufe verhaftet ist, daß er mit seinem Sein in der Luft schwebt und eigentlich seine ganze Existenz nur auf einem verabsolutierten Talente ruht. Reiz und Haß erfüllen ihn nun gegenüber seiner standesgemäßen Umwelt. Weil er selbst nicht zu ihr gehören kann, will er sich ihrer wenigstens „bemächtigen“, sie sich unterordnen. Das zunächst in Minderwertigkeitsgefühle verkappte Machtstreben solcher Parvenüs schlägt um in List, Tücke und Verbrechen. Die angeführten Notare bei Gottfried Keller können ebensowohl als Beispiel gelten wie der kriminelle Parvenü und Feuerversicherungsdirektor Hugo Weinschenk (in den „Buddenbrooks“). Während der harmlose Parvenü sich seine Bildung und damit eine Ueberlegenheit über die von ihm verachteten „ungebildeten“, d. h. auf einer anderen Bildungsstufe stehenden, aber unter Umständen durchaus standesgemäß gebildeten Menschen nur einbildet, ist die gefährlichere Form des Parvenüs den anderen Menschen tatsächlich in einem gewissen Sinne überlegen, weil sich ihr einseitiges Talent, dem die Zerrungen einer voll entwickelten, „ganzen“ Lebensform fehlen, ungehemmt und unter Umständen verbrecherisch entfaltet.



Die Stellung des Parvenüs im gesellschaftlichen Leben ist gekennzeichnet durch das Moment der Unsicherheit. Der Parvenü weiß nicht sehr genau, wie er sich zu „benehmen“ hat. Unsicherheit führt gewöhnlich zu einer äußerlich markierten Sicherheit. So neigt der Parvenü dazu, entweder die Formen seines neuen Standes, die er nicht aus der Existenz heraus beherrscht, überzubetonen oder mit den (übertriebenen) Formen seines alten Standes und damit mit seinem eigenen Aufstieg und seiner daraus ersichtlichen ungemeinen Tüchtigkeit zu kokettieren. Beide Ueberbetonungen werden von einem in einer neuen oder in einer alten Lebensform als ganze Persönlichkeit stehenden Menschen vermieden. Im gesellschaftlichen Leben ist entweder „vornehm“ das Schlagwort des Parvenüs — die weiblichen Parvenüs zeichnen sich hier besonders aus — oder er betont bei allen nur möglichen Gelegenheiten, daß er ein „Mann aus dem Volke“ ist.

Im Verkehr mit anderen niederen Ständen wird der mit seiner ganzen Persönlichkeit in seinem Stande verwurzelte, wirklich „vornehme“ Mensch gerade keine ihn vom Volke auch äußerlich unterscheidenden Sitten und Gepflogenheiten möglichst wenig zum Ausdruck bringen. Der Parvenü aber will sich gerade hier durch seine Vornehmheit zur Geltung bringen. Ein Akademiker, der es als ganze Persönlichkeit ist, wird die Formen fouteurstudentischer Geselligkeit z. B. niemals im Verkehr mit nichtakademischen Schichten hervorkehren. Exportkömmlingsmanier vielmehr ist die Art des Assessors Knuzius im „Fröhlichen Weinberg“, wenn er harmlosen Bürgern mit einem vorsintflutlichen Trinkkomment, den er augenscheinlich für hochmodern und pikfein hält, zu imponieren sucht. Oder sollte ein kleiner Parvenükomplex Herrn Sudmayers selber zugrundeliegen?

Gesinnung kann nur auf dem Boden einer festen Lebensform erwachsen. Nur wo äußere Lage und innere Haltung einander entsprechen, da gibt es Gesinnung. Gesinnungslosigkeit ist überall dort zu Hause, wo unstandesgemäße Lebensformen erstrebt oder äußerlich erreicht werden. Gesinnungslosigkeit ist also ein vornehmliches Kennzeichen des Parvenüs. Wie man sich eine neue Lebensform erst mit Hilfe eines einseitigen Oberflächentalentes schaffen muß, weil man keine ursprüngliche mehr hat, so hat man auch keine Gesinnung, sondern man stellt sie ganz naiv her. Weil solche „Gesinnung“ nicht auf dem Boden einer festen Lebensform erwächst, weil sie nach Belieben hergestellt wird, darum ist es auch nur eine aus Zweckmäßigkeitserwägungen heraus vorgetäuschte, eine unechte, eine Parvenü-Gesinnung. Wir brauchen durchaus nicht zu jenen beiden Parvenüs im „Martin Salander“ zurückzugehen, die sich frech und substanzlos ihre politische Gesinnung auswürfeln, wir brauchen nur in unsere Zeit, in die deutschen Parteien der Gegenwart, hineinzuschauen, um vielerorts solche Gesinnungslumpen als Vorbilder der Gesinnungstreue an der Spitze marschieren zu sehen. Ohne innere Nötigung, sondern aus Konjunkturerwägungen und vielleicht nicht einmal aus solchen, sondern aus Zufall hat man sich irgendwann einmal für diese oder jene Partei, für dieses oder jenes Parteiprogramm, für diese oder jene politische Ideologie entschieden, eine substanzlose Zufallsentscheidung, die jener Auslosung im „Martin Salander“ verzweifelt ähnlich sieht und die die verhängnisvolle Leere des Parvenücharakters erkennen läßt. Den Ernst der Politik können die Parvenüs nicht begreifen, weil ihnen die Politik nur ein Spiel ihrer talentierten Substanzlosigkeit, nicht eine Lebensnotwendigkeit ist. Denn um die Politik ernst nehmen zu können, muß man in den Wurzeln mit Staat und Volk verbunden sein. Wer diese Verbundenheit nicht kennt, wer sich losgelöst hat von seinem „Stand“, für den ist Politik ein Spiel, das ihn in der Tiefe seines Innern nicht berührt. Aber der Parvenü ist klug und weiß, daß Gesinnung erforderlich ist, um für vollwertig zu gelten. Er zählt sich deshalb nicht zu jener angeblich gesinnungslosen Masse, die als Flugband bald dieser, bald jener Partei zuläuft und das doch nur aus dem Instinkt heraus tut, daß die Parteien nur in geringem Maße die politischen Belange des Volkes wahrhaft verkörpern. Sondern er nimmt Partei, er entscheidet sich mutig, aber substanzlos für eine „Gesinnung“. Die Parvenüs stellen das Hauptkontingent jener Vollblutparteiärgänger, die aus Mangel an wirklicher, im Sein — und nicht im Denken und Schwagen — begründeter Gesinnung die abstrakte von der Partei geforderte Gesinnung, d. i. die Ideologie des Parteiprogramms, rein, blutlos und radikal zu vertreten trachten. Sie werden dann zu jenen Parteidogmatikern, welche die Partei von dem Ergreifen und Anpacken der lebendigen politischen Aufgaben abhalten, um dafür den wertlosen Ruhm der Grundsichttreue einzutauschen.

Wenn der Parvenü so etwas wie Bildung besitzt, so ist sie ihm nicht lebendig in Uebereinstimmung mit der Substanz seiner Persönlichkeit erwachsen und erarbeitet, sondern er hat sie sich angeeignet, wie man sich eben ein neues Kleid oder eine neue

Weltsprache aneignet. Der Parvenü ist von seiner „Bildung“ innerlich nicht berührt. Sie ist ihm ja auch nicht auf dem Boden zugekommen, auf dem in erster Linie eine gefestigte Persönlichkeit erwächst: auf dem Boden der Familie. Denn gerade der Bildung, die ihm etwa dort, auf dem Boden seiner Familie, die er parvenühast verachtet, hätte werden können, hat er ja höhnend und auf sein einseitiges Talent pochend den Rücken gekehrt. Und auch die Institutionen der Bildung, die lebendig wirksam und wirkliche Bildungsvermittler nur werden können in Verbindung und Uebereinstimmung mit den Lebensformen des Elternhauses, die Schulen nämlich, sieht der Parvenü losgelöst von allen substantiellen Lebensgründen der Persönlichkeit, wertet sie als weiter nichts denn Wissensvermittler, Vermittler von Einzelheiten, deren Summe zu wissen man dann als Bildung bezeichnet. So kommt der Parvenü zu einer Ueberschätzung der Schule, und zwar der losgelösten, verabsolutierten Schule. Aus einer Ueberbewertung der aus hochgezüchtetem Intellekt erwachsenen Werte und Einsichten zuungunsten einer aus dem Sein erwachsenen Gesinnung fließt das. Es ist noch immer Sache der Parvenüs gewesen, alles Heil von der Schule zu erwarten. Kein Wunder ist es deshalb, daß der Parvenü sich in ganz besonderem Maße in den Lehrerberuf eingedrängt hat. Ist doch die Schule der Ort, wo der Parvenü sich zunächst irgendeiner einseitigen Begabung, auf Grund deren er den Anspruch auf gesellschaftlichen Aufstieg erheben zu dürfen glaubt, bewußt wird. Die Karikaturen etwa des Volksschullehrers, die leider keine bloßen Karikaturen sind, sind weitgehend von parvenühaften Zügen durchtränkt. Vom Werke Gottfried Kellers bis zu dem von Knut Hamsun kann man den Zusammenhang zwischen Parvenügesinnung und Schulmeistertum verfolgen, von Martin Salander (der im übrigen dem freundlicheren Typ des Selbstmademan näher steht) bis zu dem Parvenü und Schuldirektor Oliver im „Lezten Kapitel“, dem sein prächtiger Bruder Schmied gelegentlich die Augen über sein substanzloses Schulmeister- und Emporkömmlingsdasein öffnen muß. „Lernen und immer lernen! Leben und wieder üben“ ist die schulmeisterlich-lebensfremde Devise Martin Salanders, der bemerkt, „daß keiner unserer... Jünglinge... vor dem Antritt des zwanzigsten Lebensjahres aus der staatlichen Lehre entlassen“ werden soll. Diese Devise wird wohlgemerkt nicht für die gelehrte Schicht, sondern für das gesamte Volk eiserndoll vertreten, das zu einem Volke von Bildungsphilistern zu machen der Parvenü berechtigtes Interesse hat. Wenn die ganze Kulturpolitik in die Hände von (etwa, wie in Rußland, marxistischen) Parvenüs gelegt ist, dann werden alle die Persönlichkeit an der Wurzel packenden Faktoren ausgeschaltet. Die Familie verschwindet als Bildungselement. Es bleibt die Schule genannte Organisation. Weitgehend beherrscht heute der Parvenü das Feld der Schüler- und Studentenschaften. Der Fach- und Examensstudent, zweifellos auch zu einem guten Teile durch die furchtbare materielle Not unserer Tage kreiert, rekrutiert sich gleichwohl zum weitaus größeren Teile aus Parvenüs, die eine falsche Bildungspolitik der Nachkriegszeit durch Beihilfen und Stipendien mit Gewalt hochgeschoben hat. Die Hochschule als universitas litterarum, das ist ein Kapitel, von dem der auf Fach-Examen und „Aufstieg“ starrende akademische Parvenü nichts versteht.



Wenn ein Parvenü auch sonst nirgends zu erkennen ist, seine Stellung zur Kunst wird ihn verraten. Ein ursprüngliches Verhältnis zur Kunst hat der Parvenü nicht. Er sieht aber, daß die Menschen, zu denen er streberisch emporgestiegen ist und mit denen er Gleichberechtigung erstrebt, meist infolge generationenalter Kulturverpflichtung ein enges Verhältnis zur Kunst haben. Die Kunst repräsentiert hier einen Lebenswert. Für den Parvenü dagegen bedeutet sie nichts. Sie ist ihm eine der Unbegreiflichkeiten der neuen Welt, in die er durch sein Strebertum und sein einseitiges Talent Eingang

gefunden hat, der gegenüber es gilt, sich „richtig zu benehmen“. Gemimtes Kunstverständnis und gemimte Kunstliebhaberei sind die Folge. Gleichsam wie der Parvenü bei Tisch auf die anderen sieht, um bei seltsamen Geräten, die ihm da begegnen, die richtige Haltung einzunehmen, so sieht er im Konzert, im Theater, vor einem Gemälde, bei einer Dichtung nicht auf das Kunstwerk, sondern auf den Mitmenschen, um eine Haltung einzunehmen, die er aus sich heraus nicht zu finden vermag. Denn wenn es nach ihm ginge, so wäre ihm nichts gleichgültiger als dieser langweilige Kunstgegenstand. Der Parvenü muß dem Kunstwerk gegenüber immer um sich selbst und seine eigene Haltung besorgt sein, und er kommt schon aus diesem Grunde niemals zu einem wirklichen Erfassen des Kunstwerkes. Der Parvenü tritt an jedes Kunstwerk zunächst mit der bangen Frage heran: wie habe ich darauf zu reagieren? Mit welcher geistreichen Äußerung kann ich jetzt Eindruck machen? Der Parvenü kann überhaupt ein Kunstwerk nicht genießen, sondern muß immer gleich etwas sagen oder sich überlegen, was er vielleicht sagen könnte. Man denke z. B. an jene Lehrerin in Thomas Manns „Wunderkind“, die sich während eines ganzen Konzerts eine kluge Bemerkung überlegt, die sie hinterher auch wirklich anbringt. So kommt der Parvenü meist gar nicht dazu, das Kunstwerk zu Ende zu genießen, weil er immer gleich ein in Worte faßbares Ergebnis sucht und auch findet, das ihn in der Geltung bei seinen Mitmenschen wieder um eine Stufe vorwärtsbringt. Denn der Aufstieg, das ist der Höhe, dem der Parvenü hörig ist. Ein Vergleich zwischen der natürlich amüsischen Haltung mancher ordentlicher Bürger (bei Thomas Mann etwa) und der krampfhaften Kunstliebhaberei der Parvenüs zeigt deren ganze Substanzlosigkeit. Beide finden vielleicht den Kitsch schön, aber der gewöhnliche amüsische Bürger, ohne dabei kunstkennerischen Ehrgeiz zu hegen, der Parvenü dagegen in der Ueberzeugung, mit seiner Kitschliebhaberei höchstes Kunstverständnis zu offenbaren. Irgendwie aber muß der Parvenü immer sein Kunstverständnis bezeigen, sei es auch nur durch die harmlose stereotype Frage Hugo Weinschenk an Gerda Buddenbrook: „Was macht die Geige?“ — So sehr ist übrigens gleichwohl der Parvenü vom Werte der Kunst für das — zum mindesten gesellschaftliche — Fortkommen überzeugt, daß es ihm dringende Notwendigkeit zu sein scheint, die Kunst zu verbreiten und zu popularisieren. Die Parole, daß die Kunst ins Volk verbreitet werden müsse (Keller nennt es sehr aktuell „Demokratisierung der Kunst“) tritt überall dort ein, wo Parvenügesinnung im Volke und unter seinen Führern sich ausbreitet, wo man am Erlebnis des Kunstwerkes deshalb, weil es als Zeichen von Vornehmheit gilt, teilhaben möchte, ohne doch die Voraussetzungen in Gestalt der nötigen Erlebnisfähigkeit und in manchen Fällen der Bildung zu besitzen, Voraussetzungen, die eben meist erst auf Grund von generationenlanger Kulturverbundenheit bestehen. — Wenn der Parvenü sich selbst als Künstler betätigt, dann sind Manier und Verantwortungslosigkeit die beiden Pole, um die sein Künstlertum kreist. Es ist nicht wie echtes Künstlertum in sich genugsam, sondern Mittel — zum Zwecke des Aufstiegs des Parvenüs.

Wenn „jemanden lieben“ bedeutet „für jemanden da sein in der Weise, daß man von ihm her ist“ (Gogarten, Politische Ethik, S. 100), wenn man Liebe geradezu als „nicht recht behalten wollen“ umschrieben hat, dann ergibt es sich von selbst, daß der Parvenü zu echter Liebe nicht imstande ist, weil er dann ja absehen müßte von seinem Aufstieg, absehen müßte von seiner Karriere. Die Liebe und die Ehe des Parvenüs sind weiter nichts als ein Bestandteil seiner Karriere. Unabhängig von diesem Streben nach Aufstieg bleibt allenfalls der Sexus, der, losgelöst von der Liebe, sein ungehemmtes Eigenleben führt. An den Parvenüs bei Heinrich Mann wird das ersichtlich. Wie der Parvenü den Kinobetrieb echtem Miterleben eines Dramas im Theater vorzieht, so „betreibt“ er auch die Liebe — sei es als Mittel gesellschaftlichen Aufstiegens (durch seine Ehe), sei es als Mittel zur Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse. Und

Betrieb an Stelle von Erleben gibt es für den Parvenu auch dort, wo es um die Grundlage, wo es um die Frage nach Gott, Religion und Glauben geht. Der Parvenu hat keine Religion, sondern er betreibt sie, wenn es ihm angängig und für seinen Aufstieg nützlich erscheint. Man macht heute manchmal unseren Kirchen den Vorwurf zu großer äußerlicher Betriebsamkeit. Man hat erst jüngst erlebt, wohin es führt, wenn man den Religions„betrieb“ auf christliche Zentralbanken ausdehnt. Vornehmlich der Parvenu kann das fertig bringen, dem die Religion ja nie mehr als ein Mittel zum Zweck der Karriere und des Gelderwerbes war. Ob nun ein Parvenu durch Tischgebet, Gesangbuch und Kirchenbesuch seinen neu erworbenen gesellschaftlichen Stand vor allen Leuten betonen will, oder ob er die Kirche als Wirtschaftsunternehmen in den Dienst auch seines materiellen Aufstiegs stellt, das ist kein Qualitäts-, nur ein Rangunterschied. Je weniger die Religion auf Glauben und Bekenntnis wurzelndes Erleben ist, desto farbloser wird sie, ein Grund, warum der Parvenu den Betrieb weltweiten Christentums und ökumenischer Bewegung offenen Sinnes begrüßt. Andererseits dürfte der Parvenu auch in der jungen kulturfeindlichen Theologengeneration ein nicht unbeträchtliches Kontingent stellen, weil es ihm, der ja niemals zu den Werten der Kultur ein echtes Verhältnis gehabt hat, ja leicht fallen wird und bequem sein muß, dies alles unbesehen über Bord zu werfen.

Friedrich Kottje

Götzendämmerung in der Naturwissenschaft

Unter allen geistigen Wandlungen und Umbrüchen der großen Krisenzeit, in der wir stehen, ist ohne Zweifel die bedeutungsvollste und folgenschwerste, zum mindesten auf lange Sicht hin, die neue kritische Besinnung, die sich von den Naturwissenschaften her anbahnt. Ganz langsam, an der Oberfläche kaum sichtbar und doch unaufhaltsam fortschreitend, geht diese Wandlung vor sich. Von einer breiteren Strömung kann noch lange nicht geredet werden, denn da diese Wandlung nicht die Arbeitsmethoden der Wissenschaft betrifft, sondern nur die Beurteilung ihrer letzten prinzipiellen Grundlagen, ist es zunächst nur ein kleiner Kreis der in vorderster Front stehenden kritischen Köpfe, in denen der Umbruch sich vollzieht. Ja, nur ganz wenige übersehen bereits den ganzen Umfang und die innerste Bedeutung der Grundlagenkrisis, in der heute die Naturforschung steht. Bei der heute so unselig weit getriebenen Spezialisierung der Forschung versteht einer den andern nicht mehr: der Mediziner und Biologe besitzt meist nicht die notwendigen mathematischen Kenntnisse, um die Ergebnisse und Forschungen der heutigen, erstaunlich hoch entwickelten theoretischen Physik beurteilen zu können, und dem Physiker fehlt wieder die Vertrautheit mit der ganz andersartigen Problematik des Organischen, bei beiden aber vermisst man meist infolge der oberflächlich positivistischen Einstellung der ablaufenden Epoche die umfassende erkenntnistheoretisch-philosophische

Besinnung. Aber immer stärker geht doch der Zwang zum Umdenken von den neu herausgestellten Tatsachen und Problemen aus.

Auf den Kern gesehen, bedeutet die Wandlung, die sich vollzieht, eine Götzen-
dämmerung für den mechanistischen Monismus, dessen Prinzipien und Forschungsideale
300 Jahre lang als treibende Kraft dem naturwissenschaftlichen Denken zugrunde lagen
und jede naturwissenschaftliche Weltanschauung maßgeblich bestimmten. Und nicht nur
das naturwissenschaftliche Denken, sondern Wissenschaft und Weltbild der Neuzeit und
des modernen Menschen überhaupt sind von daher entscheidend und tiefgehend beeinflusst
worden, denn zweifellos haben ja Naturwissenschaft und die Technik, die ihr entwuchs,
unserer Welt, auch der geistigen, das Gepräge gegeben. Umwelt und Atmosphäre des
modernen Lebens sind von ihnen geschaffen worden; eine durch und durch positivistisch-
naturalistische Welt- und Lebensauffassung, die jedes Organ für das Metaphysische
verloren hat, bildet den geistigen Fundus des Zivilisationsphiltsters von heute. Für das
große Geheimnis und Wunder des Daseins und des Lebens außer uns und in uns fehlt
meist jede unmittelbare Empfindung, aber zu den „Wundern der Technik“ wallfahrtet
man wie im Mittelalter zu den Heiligenbildern und gerät dabei in fast religiösen
Begeisterungserregung. Und prüfen wir diejenigen, die heute noch idealistische Geistesrichtung
und religiöse Gesinnungen vertreten, auf Herz und Nieren, wie wenig echten Glauben
und echte Überzeugung finden wir da noch hinter den hochtrabenden Worten, echtes
Überzeugtsein von dem transzendenten Ursprung und einem transzendenten Ziel
des Lebens.

Insofern ist die Wendung, die sich jetzt vorbereitet, von ausschlaggebender Bedeutung
für eine grundlegende Neugestaltung unseres ganzen Weltbildes, dessen Rückwirkung auch
auf unsere praktische Einstellung zu Welt und Leben nicht ausbleiben dürfte. Sie ist
jedenfalls von ganz anderem Gewicht als die vielen Spiegelungen weltanschaulicher
Problematik, wie sie in Zeiten einer überstiegenen und in Fäulnis geratenen Zivilisation
dem fessellosen Intellekt geistreicher Literaten entspringen. Hier lösen nur Schlag-
worte und Modelaunen einander ab in immer nervöseren Suchungen, die nicht über den
Tag hinaus wirken.

Es geht nun leider über die Möglichkeiten eines knapp skizzierenden Aufsatzes, der
sich an eine nicht fachliche Leserschaft wendet, hinaus, ohne weiteres in eine Diskussion
etwa der Schwierigkeiten und Probleme einzutreten, die dem mechanisch-kausalen Denken
in der neueren Quantentheorie erwachsen sind. Abgesehen von einer gewissen Vertrautheit
mit dem physikalischen Tatsachenkomplex der Atomphysik, sind dazu auch die mathe-
matischen Kenntnisse erforderlich, die zum unentbehrlichen Handwerkzeug der theoretischen
Physik gehören und die in diesem Falle sich zum wenigsten bis zur Theorie der
Differentialgleichungen erstrecken müssen. Kein Wunder, daß so viele vage und
abenteuerlichen Vorstellungen und Urteile über die neuere Atomtheorie kursieren.

Es ist aber nicht zu schwierig und erfordert keinen großen fachlichen Apparat, um
an Hand einer philosophisch-historischen Kritik der sehr simplen Grundlagen
mechanistischen Denkens in der früheren Physik bis zu dem Punkte hinzuführen, von dem
aus die Selbstzerlegung dieses Denkens und mit ihr die innere Notwendigkeit der
neuesten Wendung der Physik verständlich wird. Das soll hier mit wenigen andeutenden
Strichen zu skizzieren versucht werden.

Demokritische und dynamische Physik

Streng mechanistische Vorstellungs- und Denkweise sehen wir vom ersten Augenblick an, wo sie ihre bewußte theoretische Formulierung in der Atomtheorie Demokrits findet, an der Vorstellung den starren, geometrisch scharf begrenzten Körper orientiert, die als das „Seiende“, „Raumerfüllende“ dem „leeren Raum“ als dem „Nichtseienden“ gegenübergestellt werden. Sie werden in Gedanken zu winzig kleinen Körperchen pulverisiert, die als letzte unveränderliche, ewige Gegebenheiten gelten und die neben dem rein statischen Sein ihrer starren Raumerfüllung als einzige dynamischen Eigenschaften die Fähigkeit der Bewegung und die Wirkungsmöglichkeit des Stoßes und Druckes bei der „Berührung“ besitzen, Fähigkeiten, die ihre „Substanz“, ihre „Masse“ unverändert lassen; bei der Homogenität des „leeren Raumes“ ist es ja völlig gleichgültig für sie, an welchem „Ort“ sie sich befinden.

Auch die Mathematik ist von Hause aus eine Metrik der starren Körper, von dem statisch-plastischen Denken der Griechen in klassischer Form entwickelt. Scharfe „Begrenzung“ und homogenes Raumkontinuum sind seine Grundlagen. Die „Elemente“ der Geometrie, die Punkte, Linien, Flächen ... sind nichts als die abstrahierten „Grenzen“ der starren Körper. Daß diese Abstraktionen und ihre Idealisierungen in den streng mathematischen Anschauungen und Begriffen nur auf der Basis einer allem gegenständlichen Vorstellen und Denken apriorischen Raumanschauung möglich sind, diese erkenntnistheoretische Frage möge hier unerörtert bleiben.

Diese rein statische Mathematik der Antike blieb notwendiger Weise völlig unfruchtbar für die mathematische Beschreibung physikalischer Vorgänge, weshalb es im Altertum nicht zur Begründung einer exakten Naturwissenschaft kam (von ganz geringfügigen Ansätzen abgesehen). Zwischen ihr und der demokritischen Atomtheorie kam es zu keiner fruchtbaren Wechselwirkung, und so blieb das ganze mechanistische Denken im Altertum rein abstrakte Theorie ohne jede praktisch-erfolgreiche Anwendung auf die Erfahrung.

Erst die geniale Wendung der Mathematik seit Descartes mit der Einführung des Funktionsbegriffs und dem daran sich bald anschließenden ebenso genialen Ausbau der Infinitesimalrechnung begründete eine quasi-dynamische Mathematik, die fähig war, zu einem wirksamen Instrument von wunderbarer Präzision für eine mechanistische physikalische Forschung zu werden. Grundlegend für diese auf die physikalischen Erscheinungen angewandte Mathematik war dabei die Einführung einer präzise gemessenen Zeit als unabhängiger Variablen, als einer quasi vierten Dimension. Auf der einfachen Grundlage der Definition der Geschwindigkeit als dem ersten, der Beschleunigung als dem zweiten Differentialquotient nach der Zeit und der Kraft als Produkt von Masse und Beschleunigung baute sich nun die neue Physik auf als Lehre der Statik und Dynamik von „Massenpunkten“ und starr verbundenen Systemen von Massenpunkten. Ihr Ideal war, alle Veränderungen in der materiellen Natur als mathematisch-gefehmäßige (d. h. in strengster Funktionalität zur Zeitvariablen) Änderungen des Bewegungszustandes von Massenpunkten bzw. „Korpuskeln“ darzustellen. (Kontinuierliche Raumzeitbeschreibung.) Wie die Differentiation einer stetigen Funktion die Möglichkeit gibt, für einen beliebigen Punkt der betreffenden Kurve Richtung und Krümmungsmaß zu bestimmen, so gestattet eine Differentialgleichung in der Mechanik Richtung und Bewegungsgröße eines bewegten Masseteilchens in jedem Punkte seiner Bahn einem korrespondierenden Zeitpunkt eindeutig zuzuordnen.

Bezeichnend für das an der Welt der starren Körper orientierte mechanistische Denken des menschlichen Intellekts war es nun wieder, daß sich mit der neuen mathematischen Physik auf lange Zeit hinaus die alten demokritischen Vorstellungen und Begriffe verschmolzen. Obwohl der neue physikalische Begriff der „Masse“ eine rein dynamische Kapazitätsgröße darstellte, nistete sich in ihm doch gleich ganz unbewußt der unserem dinghaften Denken so geläufige Stoff- und Substanzbegriff im Sinne einer starren, massiven Raumerfüllung ein, schien doch „Masse“ direkt proportional einer solchen substanziellen Raumerfüllung zu sein. Alle Vorstellungen von „Partikeln“ in der Physik der Neuzeit, von den Korpuskeln des 17. Jahrhunderts über die Erneuerung der Atomtheorie zu Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Vorstellung des starren kugelförmigen Elektrons, was waren sie anderes als immer nur Neuauflagen der demokritischen Atome! Die letzten Elemente der physikalischen Wirklichkeit blieben kleine starre Körperchen, die unteilbar und unveränderlich sein sollten. Trotz all der naiven Widersprüche, mit denen diese Vorstellungen belastet waren, besonders angesichts der radikalen Abstraktion von allen sinnlichen Qualitäten, die die exakte Wissenschaft forderte, behaupteten sie sich zähe bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Daher auch das zähe Sträuben gegen alle sogenannten „Fernwirkungen“ der Partikeln durch den „leeren Raum“ hindurch. Anziehung und Abstoßung, sowie eben überhaupt alles echt Dynamische, das schlechterdings aus einer starren raumerfüllenden Substanz nicht abzuleiten ist, erschien als etwas Mystisches, das man nur als ein Vorläufiges, noch zu Erklärendes hinnahm. Wie sollten starre Partikeln dazu kommen, „Kraftfelder“ aus sich heraus zu entwickeln? Wie sollten sie anders aufeinander wirken können als nur bei der Berührung, in Druck und Stoß? Schon die Spannungsenergie, die die Elastizität darstellt — und die man notgedrungen den Urkorpuskeln zugestehen mußte, wollte man die Erhaltung der Energie gewährleisten — war für dieses statische Denken ein unverdaulicher Brocken. Daher auch das Staunen über das „Rätsel“ der Gravitation, die zunächst in der demokritischen Mechanik des 17. Jahrhunderts ein Fremdkörper blieb, obwohl darin die „Masse“ ihre rein dynamische Realität erst völlig bekundete als bloßes dynamisches Pendant zu ihrer Trägheitsreaktion. Bezeichnend auch, daß erst nach dem völligen Ausbau der analytischen Mechanik am Ende des 18. Jahrhunderts bzw. Anfang des 19. Jahrhunderts der rein dynamische Potentialbegriff durch Laplace eingeführt wurde, der sich dann für die Theorie der Vektorfelder (Kraftfelder) so fruchtbar erwies, die ihrerseits die theoretische Grundlage des Elektromagnetismus wurden.

Erst mit dem Ausbau der Elektrodynamik beginnt die Physik alle primitiv demokritischen Vorstellungen zu verabschieden und die rein statischen Vorstellungen von raumerfüllender Substanz und „leerem Raum“ aufzugeben. Damit bahnte sich eine Wendung von außerordentlicher Tragweite an; die „Partikeln“ verlieren ihren indifferenten statischen Charakter, um zu Quellpunkten von „Kraftfeldern“ zu werden; ihre „Masse“ erweist sich als die rein dynamische Reaktion ihrer magnetischen Selbstwirkung. Nicht Masse, sondern elektrische Ladung macht die physikalische Realität dieser Quellpunkte aus. Zugleich gewinnt der „leere Raum“ eine eminente dynamische Realität; das Vakuum wird zum gerichteten Spannungsfeld. Damit fiel ein anderes Bollwerk plump mechanistischer Vorstellung demokritischer Prägung: die Hilfskonstruktion des „Aethers“ als eines elastischen Mediums atomistischer Konstitution. Die physikalischen Unmöglichkeiten und Widersprüche, die aus dieser naiven Vorstellung folgerten,

beschleunigten ihre Zerlegung, bis die elektromagnetische Lichttheorie von Maxwell ihr den Rest gab.

Diese Entwicklung hat nun ihre Krönung und einen gewissen Abschluß gefunden durch den in den letzten Jahren gelieferten experimentellen Nachweis, daß die Translationsbewegung des Elektrons (für das Proton ist der Nachweis auch vorlges Jahr erbracht worden) nicht die Fortbewegung eines starr mit sich selbst identisch bleibenden Partikels im Sinne unserer naiven „Ding“vorstellung ist, sondern die Fortpflanzung eines rasch wechselnden Spannungszustandes darstellt, also in der Sprache physikalischer Symbolik als „Welle“ zu bezeichnen ist. Sie ist zwar aus verschiedenen Gründen, die hier unerörtert bleiben mögen, nicht ohne weiteres der Lichtwelle gleichzusetzen, aber in bezug auf Brechung, Beugung, Polarisation usw. verhält sie sich ganz ähnlich.

Grundlagenkrise und Neuorientierung in der modernen Atomphysik

Im innersten Zusammenhang mit dieser Entwicklung erfolgte der völlige Zusammenbruch der alten Korpuskularmechanik durch den Ausbau der Quantentheorie in ihrer Anwendung auf die Probleme der Atomdynamik. Zuerst schien es so, als ob das alte mechanistische Denken in Masspunkten auch hier restlos triumphieren sollte. Die einfachen Gesetzmäßigkeiten der Mechanik der Himmelskörper schienen auch die Bewegungen der kleinsten Urteilchen, der Elektronen, zu beherrschen, die Atome schienen sich als submikroskopische Planetensysteme darstellen zu lassen. Die Anwendung der Quantenbedingung auf die atomaren Energieniveaus, wie sie in den Postulaten von Bohr ihren Ausdruck fanden, gab allerdings harte Nüsse zu knäuen und verwickelte diese Theorie in die peinlichsten Widersprüche mit den Fundamenten der Mechanik wie auch der Elektrodynamik, aber im ersten Rausche großer Erfolge in der theoretischen Ausdeutung der spektroskopischen Daten nahm man das nicht so tragisch und tröstete sich mit der Hoffnung, daß diese Widersprüche bald ihre rationale Auflösung finden würden. (Dabei hätte allein die Tatsache, daß diese „Planetensysteme“ trotz etwa 100 Millionen Zusammenstößen in der Sekunde (bei Gasen) eine wohl definierte, systematische Ordnung unererschütterlich beibehalten, die Unsinnigkeit solch naiv mechanischer Vorstellungen deutlich genug machen können.)

Die Auflösung erfolgte bald (seit 1925), aber in dem Sinne, daß die prinzipielle Unvereinbarkeit der atomdynamischen Quantentheorie mit allen primitiv anschaulichen mechanistischen Vorstellungen endgültig herausgestellt wurde. Mit innerer Konsequenz erfolgte diese Wendung zum Teil in direktem Zusammenhang mit der oben angeführten dynamischen Auflösung der korpuskularen Natur des Elektrons. Indem Schrödinger die de Broglie'sche Beziehung, (die der Masse des Elektrons in derselben Weise eine bestimmte Wellenlänge zuordnet, wie man umgekehrt vorher bereits auf Grund der relativistischen Gleichsetzung von Masse und Energie der Lichtwelle einen Massenimpuls zugeordnet hatte) in die allgemeine Differentialgleichung einer Sinus-Welle einsetzte, gelangte er auf höchst einfache Weise zu seiner Grundgleichung der Atommechanik, die der Ausgangspunkt für eine erfolgreiche exakte Beschreibung atomdynamischer Gesetzmäßigkeiten wurde. (Die gleichzeitig von Heisenberg entwickelte, höchst abstrakte Theorie ist der Schrödingerschen mathematisch äquivalent.) Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier unmöglich. Es gilt hier nur, die großen Ergebnisse und ihre innere Bedeutung kurz herauszustellen. Mit voller Evidenz ergab sich die prinzipielle Unmöglichkeit, die

Schwingungen der Elektronen im Atom als Schwingungen eines Masspunktes in kontinuierlicher Raumzeitbeschreibung nach dem Vorbild der klassischen Mechanik darzustellen. Der diskontinuierliche Charakter der Energieübertragung läßt keine analytische Beschreibung, sondern nur noch eine Art ganzheitliche Auffassung des Schwingungsvorganges zu. Operiere ich fiktiv mit der Vorstellung des individuellen Partikels, so vermag ich dessen Bahn nicht raumzeitlich zu fixieren, bzw. es besteht dann eine Unbestimmtheitsrelation zwischen Impulsordinate und Raumordinate, so daß also einem bestimmten Impuls kein bestimmter Ort und einem bestimmten Ort kein bestimmter Impuls zugeordnet werden kann. Für Zeit und Ort der Energieübertragung entsteht also eine Zone der Unbestimmtheit, ein bloßes Wahrscheinlichkeitsfeld. Daher auch der statistische Charakter der neuen Quantentheorie. Mit all dem ist denn auch notwendig der prinzipiell unanschauliche Charakter dieser Theorie gegeben. Jede Verknüpfung mit der gewöhnlichen Anschauung ist unmöglich geworden. Die Exaktheit funktionaler Beschreibung erfordert den Übergang zur äußersten mathematischen Abstraktion mit n -dimensionalen Mannigfaltigkeiten.

Damit ist alle (mechanistische) Korpuskularmechanik alten Stils endgültig zusammengebrochen; das Denken in Masspunkten entstammt einem ganz oberflächhaften Aspekt der Materie, der in der Tiefe, in den Grundlagen seine Bedeutung verliert. Keine statischen Urelemente bilden die Grundlage des materiellen Geschehens, sondern rein dynamische, unteilbare Rhythmen, die sich nur ganzheitlich beschreiben lassen. Die neuen Forschungen zur chemischen Kinetik und zum Valenzproblem haben ein überraschendes Licht auf die grundlegende Bedeutung geworfen, die diese atomaren Rhythmen für die Wechselwirkungsenergie der Atome spielen, indem sich diese zu einem großen Teil wenigstens als eine Funktion solcher atomaren Eigenschwingungen darstellen läßt.

Mit dieser Ausmerzung der letzten Reste demokritischer Mechanik vollzieht sich auch eine Götzendämmerung für den Begriff der mechanischen Kausalität, der sein anschauliches Leitbild und damit seine scheinbare Selbstverständlichkeit verliert. Mit der Unmöglichkeit einer rigorosen Determination von Ort und Zeit des Geschehens und der Notwendigkeit eines Übergangs zu statistischen Methoden ist in der Beziehung alles schwankend und problematisch geworden. Um so mehr aber gewinnt in der modernen Atomdynamik ein Begriff an Bedeutung und Gewicht, der im Denken des früheren mechanischen Monismus kaum einen Platz hatte, nämlich der der Ordnung und Systematik im Aufbau der Materie. Eine geordnete Systematik vermochte der mechanistische Atomismus nie zu begründen. Er führte konsequent zu Ende gedacht unausweichlich zum demokritischen Chaos, das bei aller rigorosen kausalen Determination des Einzelgeschehens jede Gesetzmäßigkeit im großen, jede systematische Ordnung, Gruppierung und Gliederung, also jede wahrhafte Gestaltung ausschließt. Der Aufbau der atomaren Welt dagegen weist in steigendem Maße eine Reihe von Ordnungsprinzipien auf, die stabile Gliederung und Systematik erst möglich machen. Ich kann hier leider auf Einzelheiten, wie auf die Frage nach der Ursache für die Stabilität der Grundniveaus, auf das Pauli'sche Ausschließungsprinzip u. dgl. m. nicht eingehen und muß mich mit diesem Hinweis begnügen. Auch die erstaunlich hochgradige Konzentration von Energie in den Atomkernen, die in der großen „Packungsdichte“ und der großen „Masse“ der Protonen zum Ausdruck kommt und die dem Grundgesetz der Elektrostatik direkt widerspricht, weist auf noch unbekannte Aufbaugesetzmäßigkeiten von übermechanischer Natur. Indem diese inneren Kernkräfte weit schneller nach außen hin

abfallen als die dem einfachen Entfernungsgesetz folgenden Gravitations- und elektromagnetischen Felder es tun, scheinen sie in erster Linie mit die hochgradige Konzentration und auch die Individualisierung der Atomkerne zu begründen.

Vom physikalischen zum biozentrischen Weltbild

Im Gegensatz zu dem überwundenen mechanistischen Monismus, der von starren Ur-Teilchen als ewigen Gegebenheiten ausging, die in einem ebenso ewig gegebenen leeren Raum als ihrem indifferenten Behälter sinnlos herumwirbelten, um zufällige Assoziationen zu bilden, wird für die moderne Physik immer mehr die Frage nach der Materie und Raum allererst konstituierenden energetischen Differenzierung akut, die zugleich in individualisierender Konzentration Gestaltung und Gliederung setzt. Damit führt die Physik bis an die Grenzen der Metaphysik. Den Zerstreuungs- und Zerstahlungsprozessen der materiellen Energie geht offenbar ein schöpferischer Differenzierungsprozeß voran, der dem Aufziehen einer dann automatisch ablaufenden Uhr zu vergleichen wäre. *) Nur dieses Gewordene und Zerfallende ordnet sich den Kategorien unserer gegenständlichen Raumintelligenz ein, deren Vorstellungs- und Denkformen in einer ursprünglichen Korrespondenz zu diesem mechanisierten und mathematisch bestimmbaren Sein im Raume stehen.

Aus dieser ursprünglichen Korrespondenz allein erklären sich die apriorischen Grundlagen dieses „im Raume“, in der Sphäre abstraktester Gegenständlichkeit denkenden Intellekts mit seinen mechanistischen Denkformen. Allerdings geht die Materie, wie die moderne Physik immer deutlicher herausstellt, nicht restlos in die „cadres“ der Intelligenz ein. (Bergson.) Je mehr sich die Forschung den Ursprüngen nähert, um so mehr zeigt sich, daß das dynamisch Wirkliche durch die Maschen des statischen Vorstellens und der rein geometrischen Determination hindurchschlüpft, (à travers les mailles de la nécessité, wie Bergson es schon vor Jahrzehnten so schön und treffend formuliert hat) von dem schöpferischen Impuls zeugend, dem auch sie ihr Dasein verdankt. Je abstrakter die Darstellungsmittel der theoretischen Physik werden, je mehr sie gezwungen ist, mit aller Anschaulichkeit zu brechen, um so deutlicher tritt die Diskrepanz zwischen der reinen Dynamik der Wirklichkeit und dem immer symbolischer werdenden Denkbild von dieser Wirklichkeit hervor. Kein bestimmtes System von mathematischen Gesetzen liegt der Natur als eine objektive Naturordnung zugrunde, sondern die vielen von konventionellen Festsetzungen und Gesichtspunkten abhängigen mathematischen Darstellungsmöglichkeiten drücken nur die allgemeine Verfallstendenz eines Geschehens aus, das einem wesenlosen Automatismus zustrebt. Nur die unreduzierbaren Konstanten der Gleichungen der Physik entstammen einem objektiven Ordnungsgerüst, das sich immer mehr zu entschleiern beginnt.

Wie diese Überwindung des mechanistischen Monismus im Zusammenhang mit einer neuen erkenntnistheoretischen Besinnung notwendig zu einer biozentrischen Metaphysik hinführt, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Soviel aber möge noch ohne nähere Begründung hervorgehoben werden, daß die rein qualitativ-schöpferischen Differenzierungsprozesse organischer und seelischer Entfaltung, die nicht wie die physika-

*) Es ist höchst interessant, zu sehen, wie die moderne Astrophysik bereits auf Grund von zahlreichen Tatsachen und Erwägungen zu einer ziemlich exakten Abschätzung der Zerstahlungsdauer eines Sonnensystems gekommen ist, und wie man darüber hinaus mit einer endlichen Lebensdauer des gesamten raumzeitlichen Weltgeschehens zu rechnen beginnt.

lischen Energien quantitative Funktionalitäten des „Raumes“ darstellen, in einer unreduzierbaren Polarität zu allem rein mechanisch-automatenhaften Geschehen stehen. Nur in den Grundlagen und Ursprüngen, in der metaphysischen Quelle, hängt das Leben mit der Materie zusammen. In dieser Region durchdringen sich die polaren Welten, und wenn wir die Feinfühligkeit des Lebendigen beachten (werden doch schon einzelne Lichtquanten von unserem Auge empfunden), so begreifen wir die in wunderbaren Ordnungsinстинkten wurzelnde Fähigkeit des Lebens, seine Organisationspläne in geradezu magischer Wandlung und Regulation bis in die letzten Quantenprozesse hinein zur Geltung und Durchführung zu bringen. Hier wird durch neue höhere Ordnungsfaktoren das materielle Geschehen in ganz bestimmte Bahnen geleitet und mit qualitativen Spannungen durchdrungen. Man beachte in diesem Zusammenhange auch die geradezu zauberhafte Wandlung der physischen Energien in unseren Sinnesorganen, die eine vollkommen eigengesetzliche Welt höherer qualitativer Differenzierung und Ordnung aufbauen, wodurch unsere gegenständliche Welt erst Sinn- und Ausdrucksfülle gewinnt (in Verbindung mit den Gestaltqualitäten unserer synthetischen Anschauung). Gerade das also, was die mathematisch-physikalische Betrachtungsweise ignorieren muß, was für sie keinen Erkenntniswert besitzt, das wird für die biologisch-psychologische Betrachtungsweise zu etwas sehr Wesenhaftem und für die metaphysische Betrachtung zu einem sehr ernststen und aufschlußreichen Problem.

Daß das speziell technische, mechanistisch-kausale Denken der menschlichen Raumintelligenz gegenüber den Problemen der Biologie vollständig und prinzipiell versagt, ist eine Erkenntnis, die heute bei allen Einsichtigen unter den Sachverständigen unerschütterlich feststeht und nur von bornierten Spezialisten mit gänzlich mangelhafter Allgemeinbildung nicht begriffen wird. (Selbstverständlich haben sie auch von den Wandlungen des physikalischen Weltbildes noch wenig begriffen.) Daher denn der „Fortschritt“ der Biologie in der „Lösung“ der Grundprobleme organischen Werdens und organischer Gestaltung nur darin besteht, daß für die Unbekannten X und Y usw. nur immer neue pompöse und geheimnisvoll klingende wissenschaftliche Termini geprägt werden. Man speist sich mit Worten ab wie in den Zeiten der Scholastik, nur mit dem Unterschied, daß ein Wust von ganz schief und kritiklos interpretiertem experimentellen Material mit solchen Schlagworten verbunden wird. Aber immer zahlreicher werden doch die ehrlichen Sachwissenschaftler, besonders auch unter Medizinern, die es wagen, die Dinge wieder beim rechten und einfachen Namen zu nennen und ehrfürchtig das schöpferische Prinzip des Lebens anzuerkennen und wieder von dem „inneren Schöpfer“ (Lief) und dem „psychischen Ursprung des Lebens“ (Braun) sprechen.*)

Damit soll natürlich nichts gegen den großen praktischen Wert der kausal-analytischen Forschung gesagt sein; aber auch diese wird um so fruchtbarer sein und nur dann ihre Ergebnisse verständnisvoll interpretieren können, wenn diese Interpretation von Prinzipien und Gesichtspunkten aus bestimmt wird, die allein eine tiefere erkenntnistheoretische und metaphysische Besinnung auf die Grundlagen des Lebens und der Materie zu liefern vermag.

Und auch die Einsicht in den bloß sekundären organhaften Charakter unserer Intelligenz gegenüber dem „inneren Schöpfer“ und damit auch in den

*) Geh.-Rat Prof. Dr. H. Braun, Der psychische Ursprung des Lebens, Erkenntnis oder Glaube? (Verlag Springer, Berlin, 1931.) Ebenso wäre hier auf die Arbeiten von Prof. Dr. D. Kulenkampff hinzuweisen.

wesenhaften Unterschied von „Menschenplänen und Naturplänen“ (J. v. Uexküll), die sich allein im instinktiven Handeln von der Einzelzelle bis zum Gesamtorganismus auswirken, beginnt sich bei unbefangenen denkenden Biologen immer mehr durchzusetzen. Ich erinnere in dieser Beziehung an den schönen, von reifster und tiefster Einsicht zeugenden Artikel von J. v. Uexküll im Maiheft 1932 dieser Zeitschrift. Schon der alte Meister der Insektenkunde S. Fabre hat in seinen wundervollen Forschungen über die Instinkte der Insekten bis zur völligen Evidenz erwiesen, daß alle Versuche, diese Instinkte aus einer Akkumulation individueller „Erfahrungen“ zu erklären, von vornherein zum Scheitern verurteilt sind und nur als naiver Anthropomorphismus zu bewerten sind. Von diesen aus exakter Analyse gewonnenen Einsichten her bahnt sich eine neue fruchtbare erkenntnistheoretische Kritik des vieldeutigen, äußerst problematischen Begriffs der „Erfahrung“ an, die mindestens so bedeutungsvoll ist wie die Kantische Kritik dieses Begriffes.

Das Ende des mechanischen Wahns

Was die bis um die Jahrhundertwende allgemein herrschende mechanistische Weltansicht den Anhängern einer teleologischen Naturbetrachtung vorwarf, daß diese nämlich einem naiven Anthropomorphismus entspränge, das läßt sich heute mit größerem Recht von den Konstruktionen des mechanistisch-kausalen und technischen Denkens der ganzen Neuzeit sagen, das seinen Siegeszug mit Galilei und Descartes begann. Diese rein technische Naturansicht war in Wahrheit der größte und plumpste Anthropomorphismus in der Geschichte des abendländischen Denkens. Er unterschob der ganzen Natur die Denkformen der technischen Intelligenz, wobei man den geradezu lächerlichen Widerspruch nicht bemerkte, die Natur als eine große Maschine darzustellen und diesem blinden und sinnlosen Automatismus dann zuzutrauen, den eiteln Homunkulus hervorzubringen, der diesem Mechanismus dann frei betrachtend mit seinem Intellekt gegenübersteht, seine Gesetze zu erkennen und willkürlich experimentierend und konstruierend in ihn einzugreifen vermag. Man bemerkte nicht, daß der radikale Mechanismus sich selber aufhebt und dadurch zu einer geradezu stupenden Dummheit wird. Dieses Zeitalter ist heute abgelauten. Wir beginnen wieder uns auf die aller menschlichen Intelligenz überlegenen metaphysischen Grundlagen und Ordnungen der Natur zu besinnen, die einem gewaltigen technischen Bewältigungswillen unzugänglich bleiben und die aller Analyse und Konstruktion Grenzen setzen. Selbst auf dem ureigentümlichen Gebiet des menschlichen Intellektes, worauf alles technische Eingreifen und Handeln von Natur aus bezogen ist, auf dem der anorganischen Materie, beginnen diese Grenzen sich abzuzeichnen und es wird vielleicht nicht mehr lange dauern, daß wir auch hier die letzten technischen Möglichkeiten wenigstens in prinzipieller Hinsicht erschöpft haben werden. Merkwürdig, wie dieser ungeheuer entscheidungsvollen Wende des menschlichen Denkens und Fühlens parallel läuft ein völliges Versagen des rein mechanistischen Denkens in Wirtschaft und Politik und eine Erschöpfung der Entfaltungsmöglichkeiten eines blinden, ungezügelten, nur nach außen gerichteten Machttriebes. Überall tun sich Grenzen auf und zwingen zu ernster Besinnung, die zu neuer Ehrfurcht, zu neuer Religiosität und zur Weckung neuer ethischer Antriebe aus den metaphysischen Tiefen der Menschenseele führt. *)

*) Vergleiche hierzu des Verfassers Werk: Illusionen der Wissenschaft, eine notwendige Besinnung zur heutigen Kulturkrise. (Cotta, 1931.)

Ein langobardischer Königsschatz

Im Laufe des jüngsten Halbjahrhunderts hat die germanische Altertumskunde, man darf wohl sagen, eine völlige Erneuerung erfahren. Unzählige Bodenfunde haben ihr Arbeitsmaterial in ungeahntem Maße bereichert; die Lebensformen, die Kultur und die Kunst der germanischen Völkerschaften wurden an ihnen in breitestem Umfange und mit immer schärferer Klarheit erkennbar, und das Arbeitsverfahren der Wissenschaft konnte sich an der Fülle der Denkmäler und an den durch sie gebotenen Vergleichsmöglichkeiten in fruchtbarster Weise befestigen und verfeinern. Die geschichtliche Entwicklung der germanischen Kunstformen wurde ermittelt; die Wege der germanischen Kultur, ihre Verzweigungen, der Kulturaustausch unter den germanischen Völkerschaften wurden aufgedeckt; die Begegnungen mit fremden Kulturen, deren Sitten, Technik, Kunstformen vom Germanentum eingeschmolzen wurden, traten nach und nach ins Licht und öffneten neue weite Horizonte. Es sei hier nur an einige jener Großfunde erinnert, die für den Fortschritt der Erkenntnis bahnbrechend geworden sind. 1881 wurde die berühmte, mehrere Jahrhunderte umfassende Fürstengrabstätte von Vendel im nördlichen Uppland in Schweden entdeckt. 1893 und 1898 wurden die großen langobardischen Grabfelder von Castel Trovino bei Ascoli und von Nocera Umbra freigelegt. 1904 wurde der erstaunliche Osebergfund dem Grabhügel der norwegischen Königin Asa enthoben. Und die Reihe dieser Großfunde setzt sich fort: seit 1928 arbeitet Professor Sune Lindquist im Auftrage der Universität Uppsala auf dem Gräberfelde von Valsgärde nördlich von Uppsala, das an Bedeutung möglicherweise dem von Vendel gleichkommen wird.

Nun ist aus dem Süden des von dem Germanentum eingenommenen Raumes ein neuer Fund bekannt geworden, der an Pracht alles übertrifft, was bisher aus der germanischen Kultur auf uns gekommen ist, und der zugleich neue kultur- und kunstgeschichtliche Ausblicke erschließt. Es sind Schätze aus einem oberitalienischen Grabe, über dessen Freilegung leider nichts Näheres mitgeteilt wird; sie ist jedenfalls nicht nach wissenschaftlichem Verfahren vorgenommen worden. Sein kostbarer Inhalt ist nach London gelangt und dort gelegentlich einer Ausstellung vor zwei Jahren erstmalig gezeigt worden; doch konnte die Sammlung seitdem noch um weitere Stücke vermehrt werden, so daß sie jetzt im ganzen über sechzig zählt. Die Kunsthandlung, die über sie verfügt, hat neuerdings als Privatdruck einen schönen Katalog von ihr veranstaltet, in dem die Funde in guten Abbildungen wiedergegeben und kenntnisreich erläutert sind.

Die Wahrscheinlichkeit deutet darauf, daß es das Grab des 615 verstorbenen Langobardenkönigs Agilulf und seiner Gemahlin Theudelinde († 626) ist, das hier entdeckt worden ist. Auf einem Dolche findet sich die Inschrift „AGILVLF · GRACIA · DI (-DEI). VIR · GLOR (iosissimus) · REX : TOTIVS · ITAL (iae)“; eine ganz ähnliche ist auf einem Helm zu lesen. Die Worte „REX“ und „VICTVRIA“ lehren auf einer Reihe von Stücken wieder. Ein Dolch ist mit der Inschrift gezeichnet „THEODELENDIA REG(ina) GLORIOSISSEMA“. Es besteht also aller Anlaß zu der Annahme, daß hier Stücke aus dem persönlichen Besitze des Königspaares zum Vorschein gekommen sind, die ihnen in ihr Grab mitgegeben wurden. Denn die Langobarden hielten auch in Italien an dem altgermanischen Brauche fest, ihre Toten in aller Pracht ihrer Erscheinung und Lebensführung beizusetzen.

Sie waren, wie man weiß, im Jahre 568 von Alboin nach Italien geführt worden und hatten sich bald große Teile von Ober-, Mittel- und Unteritalien unterworfen.

Agilulfs Anspruch als König „totius Italiae“, von ganz Italien, zu gelten, wird durch Inschriften an früher bekannt gewordenen Stücken bestätigt. Es war ein viel umhergewandertes, ungebrochen wildes Volk, das auch auf dem gefährlichen Boden Italiens in Verfassung, Sitten und Kultur seine germanische Eigenart rein behauptete. Im Gegenjage zur Politik Theoderichs des Großen strebten sie eine Verschmelzung mit den unterworfenen „Römern“ nicht an, pflegten keinen Umgang mit ihnen, drückten sie zu einer Unterklasse herab. Ihr Selbsttum bewahrten sie, bis die bayerische Prinzessin Theudelinde, die König Authari (584–590) als seine Gemahlin folgte und die nach seinem Tode Agilulf „den Weissen“ zu ihrem Gatten erwählte, ihnen das Christentum, und zwar in der athanasianischen, also rechtgläubig-katholischen Form brachte, die allerdings noch geraume Zeit mit dem Arianismus zu kämpfen hatte. Unser Fund, der im wesentlichen dem Ende des 6. oder eher wohl dem Anfange des 7. Jahrhunderts zuzuweisen sein wird, zeigt das Königspaar bereits als Christen; er enthält zwei Goldkreuze, und das Kreuz tritt auch sonst vielerorts an den Stücken auf. Aber er gehört nach den darin verwandten Gebräuchen und Kunstformen so ganz dem germanischen Kreise zu, daß er ein Zeugnis dafür bildet, mit welcher Festigkeit die Langobarden auch nach der Annahme des Christentums an ihrem germanischen Wesen festgehalten haben. Dabei ist aber doch die dichte Nachbarschaft des byzantinischen Reiches mit seiner alten hochgezüchteten Kultur und Kunst nicht ohne Einfluß geblieben; die Langobarden haben mancherlei Techniken und Formen von dort übernommen, und so stellt sich eine Kunst von eigenartigen Mischungsverhältnissen und von einem besonderen Charakter und Reiz dar.

Es ist ein wahrhaft königlicher Schatz, der diesem Fürstengrab entstiegen ist. Zu ihm gehören u. a. je zwei Diademe und Helme, ein Dugend Schwerter, Dolche und Messer, darunter sowohl Ring Schwerter wie auch eine Anzahl Schwerter vom Typus des Scramasax, des einschneidigen Kurzschwertes mit zweihändigem Griff, wie es z. B. Walthari (im Walthariliede) an seiner rechten Hüfte trägt. Ferner fanden sich in der Grabstelle ein Halsring und ein Trinkhorn, Schildbuckel, Gürtelschnallen, aufwändiges Pferdegeschirr, ein Paar Sporen und eine beträchtliche Zahl von Schmuckstücken verschiedener Art. Was bei der Durchmusterung vor allem als kennzeichnend ins Auge fällt, das ist die außerordentliche Kostbarkeit der Stücke. Die Diademe, Kreuze, Schildbuckel, Sporen und zahlreiche Schmuckstücke sind aus reinem Golde hergestellt — das eine Diadem hat ein Gewicht von 385, die Sporen ein solches von 407 Gramm —; an Beschlägen ist Gold überall im reichsten Maße verwandt. Daneben trägt zur Prachtwirkung der Stücke ihre umfängliche Verzierung mit Edelsteinen und besonders mit Email, gewöhnlich von dunkelroter Farbe, überwiegend in Zellenformelz, doch gelegentlich auch in Grubenformelztechnik, in hohem Maße bei. Der hervorragende norwegische Altertumsforscher Haakon Shetelig erzählte mir von dem starken Eindruck, den er empfangen habe, als er in einem alltäglichen Londoner Raume diesen blendenden Märchenschatz vor sich ausgebreitet sah, und insbesondere hebt er in einem Aufsatz, den er unlängst in der Zeitschrift „Kunst og Kultur“ über den Fund veröffentlicht hat, die Scramasaxe „mit dem schweren, vom Gebrauch blankgeschuerten Handgriff aus dickem Gold“ als Prachtstücke hervor. Die Männer, die diese Arbeiten herstellten, waren Meister ihrer Kunst; daß es germanische Männer waren, unterliegt keinem Zweifel. Die Auffassung, die sich die germanischen Völkerschaften als kunstlose Barbaren vorstellt, ist ein längst überholtes Vorurteil; sie verfügten über die Ueberlieferung alter tüchtiger Metalltechnik; was ihnen auf malerische Formauflösung und Formbewegung gerichteten Instinkten im Kunstgute der östlichen Welt entgegenkam, das nahmen sie gelehrtig auf, und sie verstanden es, mit ihrer Gesinnung zu durchdringen und oft aus ihr zu erneuern. Noch war, wie Nils Aberg nachgewiesen hat, zur Langobardenzeit die gotische Goldschmiedekunst in

Italien nicht ausgestorben, und ein goldener Schildebuckel, der in dem Königsgrabe aufgefunden wurde, ist seinem Stil nach als gotisch anzusprechen. Im ganzen aber trägt sein Inhalt so deutlich langobardisches Gepräge, daß wir langobardische Goldschmiede als seine Meister werden annehmen müssen, und da ein großer Teil davon nach Saltung und Form eine zusammengehörige Familie bildet, so dürfen wir wohl an eine langobardische Hofwerkstatt denken, die die Stücke — oder wenigstens die meisten davon — dem Königspaare geliefert hat.

Sicherlich weist die verblüffende Prachtentfaltung nach Osten. Dort war ein alter Luxus zu Hause, der die germanische Phantasie wohl reizen konnte, und die selbstbewußten Langobardenfürsten wollten auch in ihrer Erscheinung und in ihrem Auftreten zeigen, daß sie den byzantinischen Machthabern nichts nachzugeben hatten. Daß man mit dem Nachbarreich in Austausch stand, bezeugt der schöne Goldausfuß eines Kummets, der byzantinische Züge trägt, bezeugen die Formen einzelner Waffen und die figürlichen Darstellungen, mit denen mehrere Stücke geschmückt sind. Die Kunst der Germanen war ja von Hause aus rein ornamental, nicht darstellend; für darstellerische Aufgaben mußte man die Vorbilder leihen. Auf der Vorderplatte der großen goldenen Halskette sieht man den thronenden König zwischen zwei bewaffneten Kriegeren; zu jeder Seite eilt eine Gestalt heran, die einen Helm bringt, gefolgt von einer geflügelten Figur, die eine Standarte mit der Inschrift „Victuria“ trägt. Diese Darstellung lehrt ähnlich auf dem Goldbunde eines Helmes wieder, und die Victorien erscheinen auch auf dem Goldbeschlage des Trinkhorns. Auf mehreren Stücken ist dann der König thronend oder stehend dargestellt; er erhebt den Arm und streckt die Finger wie zu segnender Gebärde aus. Auch die Königin wird wiederholt im Bilde gezeigt: mit langwallendem Saare, juwelen- geschmücktem Diadem und Halskette.

Wenn so ein Schimmer östlichen Prunkes und Zeremonials in die langobardische Kultur fällt, so ist sie doch dadurch in ihrem germanischen Wesensbestande nicht angetastet worden, und sie stellt sich als nächster Verwandter der gleichzeitigen Kultur der Germanenstämme jenseits der Alpen dar. Die Hauptstücke weisen überwiegend jene germanische Tierornamentik auf, die sich seit dem 6. Jahrhundert verfestigt hatte und damals die Kunst des ganzen Germanenraumes beherrschte; nach den Stilbestimmungen von Bernhard Salin ist es der „erste“ und der „zweite“ Stil, in dem die langobardischen Goldschmiede arbeiteten. Besondere Aufmerksamkeit verdient die häufige Verwendung der Bandgeflechtornamentik. Ob diese dem antiken Formvorrat entstammt, ist umstritten; gewiß aber ist, daß die Germanen dies ornamentale Motiv sehr originell, kühn und mannigfaltig gestaltet und es seit dem zweiten Salin'schen Stile zu einem Hauptträger ihrer Formgebung entwickelt haben. Herbert Kühn, der im Flechtbande eine Eigenschöpfung des Germanentums erblickt, sucht seinen Ursprung um 560 bei den Alamannen und Burgundern. In unserem Funde — und ebenso in anderen des langobardischen Kreises — hat es noch nicht die volle Entfaltung und die führende Stellung gewonnen wie später, allein der entscheidende Vorgang der Ornamentbildung selbst zeigt sich doch bereits vollzogen, und dadurch gewinnt die Auffassung Stütze, daß die langobardische Kunst als das Quellgebiet des Flechtbandes anzusehen und daß es von ihr aus zu den Germanenstämmen jenseits der Alpen bis zur Ostsee und nach Schweden gewandert ist. Diese Auffassung gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß man nach der jetzt erschlossenen Kenntnis die Bedeutung der Langobardenkunst doch höher anschlagen muß, als man bisher pflegte. Denn der in der Germanenwelt bisher kaum erhörte Glanz des Hofes von Pavia muß weithin geleuchtet und sein Ruf muß sich schnell verbreitet haben. Saakon Shetelig hat, wie ich glaube treffend, darauf hingewiesen, daß von der Poebene aus sich das neue Ornament des Bandgeflechts und zugleich eine gesteigerte Neigung zu kostbarer und glanzvoller Ausstattung zu den germanischen

Völkerschaften Süds und Westdeutschlands fortgepflanzt habe, mit denen das Langobardenreich schon durch die Herkunft der Königin Theudelinde aus Bayern in Verbindung stand. Und von dort setzte die neue Geschmacksrichtung ihren Siegeszug weiter fort bis zu den Ostseeinseln und zum skandinavischen Festlande. Damit würden die Vendelfunde und die ganze ihr verwandte Fundgruppe in ein neues kunstgeschichtliches Licht rücken, und der Stammbaum ihrer berühmten Prachthelme mit figürlichen Darstellungen, von denen ja der sogenannte Vendel-Ödin allbekannt ist, wäre auf die Ausrüstungsstücke der Langobardenkönige zurückzuführen. Der Reichtum, den ihnen das eroberte Land zur Verfügung stellte, und die kulturgefüllte Atmosphäre, mit der sie hier in Berührung traten, üben auf das germanische Kunstvermögen eine befruchtende Wirkung aus, die es erstaunlich schnell in seinen Blutumlauf aufnimmt und aus der es die Kraft zu einem neuen nachhaltigen Aufschwung gewinnt.

Werner Bergengruen

Bücherschrank und Papierkorb

ABC-Bücher (Berlin, Dümmler & Franke). Wohlfelle und zugleich wertvolle Buchreihen, die Freude am Buch zu wecken und zu erhalten vermögen, scheinen heute besonders zeitgemäß, besonders verdienstlich. Die ABC-Bücher debütieren mit den ersten fünf Bändchen, jedes gut und individuell ausgestattet. Es sind: Ernst Lange: *Miserere nobis*, Arno Kadel: *Drei Augen = Blinde*, Diehens Schmidt: *Flucht*, Hermann Erich Busse: *Das große Los*, Peter Dirl: *Der Landstreicher*. Sehr verschiedenartig die einzelnen Bändchen — dies läßt hoffen, daß hier ein Streben nach dichterischer Totalität seinen Weg und seine Wirkung finden möge.

Alice Berend: Der Kapitän vom Bodensee. Roman. (Berlin, S. Fischer.) Diese herzliche und heitere Geschichte aus der Studenten- und Leutnantszeit des Grafen Seppelin, in dem schon die ersten Luftfahrtsphantasien rumoren, ist ganz gewachsen aus der Landschaft, in der Alice Berend lange zu Hause gewesen ist. Zwischen Konstanz und Meersburg, in einem Sauch von See- und Rebenduft, flirren quer über das Wasser die hellen Säden der Liebesgeschichte hin und her, um einmal doch zer schnitten zu werden. Festlich-heiter und zugleich bürgerlich-küchtig, voll glücklicher Leichtigkeit der Farbengebung, so verkörpert das Buch alle guten Kräfte dieser so

sehr deutschen und so sehr geliebten Bodensee-landschaft. B. G. Dolbin hat charmante Zeichnungen beigezeichnet.

Maximilian Böttcher: Tiere und Menschen. Aus sechs Jahrzehnten starken und frohen Lebens. (Berlin, Tradition Wilhelm Kolk.) Waldgeschichten, Naturschilderungen. Erinnerungen an jägerlich mit Hermann Löns verbrachte Tage; dazwischen läßt man sich allerlei Derschen gefallen. Was das geschmack- und liebevoll ausgestattete Buch hoch über zahllose feiner Gattung hebt, das sind die vielen Lichtbilder aus Tierwelt und Wald. Selbst in einer Zeit anspruchsvoller photographischer Kultur können sie ein bewunderndes Entzücken wachrufen.

Gerhard Bohlmann: Die silberne Jungfrau. Roman. (Leipzig, Philipp Reclam jun.) Ein erstaunliches Anfängerbuch, das eine große Hoffnung für unsere Epik bedeutet, voll wilder Blut, Freiheit und Größe in der Gestaltung von Menschen und Vorgängen. Aus ärgster Lebensenge, Not und dörflicher Verfemung hebt sich das Dasein der Jeanne Darc in einem verweisenden, von hundertjährigem Krieg zerrütteten Lande zum Glanz der „silbernen Jungfrau“. Dennoch bleibt sie einsam und bedroht, umringt von der unheimlichen Düsternis ihres Ursprungs. Ganz und gar ist sie Geschöpf und Repräsentantin des Volkes, des ewigen, einfachen Volkes, das

in ihr eine Stimme von mythengroßer Klangstärke findet.

Emma Bonn: *Sonne im Westen.* Roman. (Zürich und Leipzig, Orell Güssli.) Bürgerlicher, etwas behäbig geschriebener Familienroman von überraschendem Niveau und durchaus lebendiger Charakterzeichnung, über der kleine Romanhaftigkeit der Handlung sich vergessen lassen. Heldin ist die ganz ihrer Familie sich hingebende Frau und Mutter, die nach zwei Jahrzehnten selbstlosen Hauslebens einen letzten Versuch der Rückkehr zum ursprünglichen Sängerrinnenberuf unternimmt, von innerem Schicksalszwang jedoch abermals in den Kreis der Ihren genötigt wird.

Cordt von Brandis: *Der Krieger's starke.* Erstes und Weiteres aus Krieg und Frieden. (Berlin, Tradition Wilhelm Kolk.) Hauptmann von Brandis, Erstürmer des Douaumont, Ritter des Pour le mérite und Chronist seines Ruppiner Regiments, setzt hier seinem 1919 in Kurland gefallenen Freunde Adolf von Verghen — im Kameradenkreise „der Krieger'starke Adolf“ genannt — ein soldatisches und menschliches Denkmal von kraftvoller, ganz und gar unliterarischer Männlichkeit. Brandis schreibt mit draufgängerischer Frische, ja Schnoddrigkeit, aber eben das ist seinem Thema und seinem Helden, diesem unkomplizierten und gerade gebauten mecklenburgischen Landjunfer, angemessen. Es macht nichts aus, daß gelegentlich auch ein paar recht beschränkte Kommisswörter neu aufslackert vortreten; viele alte Soldaten werden Freude an dem kleinen Buch haben, andere an dem urwüchsigen Menschenexemplar, dem zu Ehren es geschrieben wurde.

Eva Esch: *Die Söhle.* Roman. (Kassel, Ernst Ewert.) Eine peinliche Angelegenheit. Im Herbst 1931 starb infolge eines Unglücksfalls in Kassel eine neunundzwanzigjährige Frau, die in ihren Mußestunden geschrieben hatte. Ein Unkundiger glaubt, dem Andenken der Toten einen Dienst zu erweisen, indem er ihre „nachgelassenen Werke“, prätentlos aufgemacht, zur Veröffentlichung bringt. Dem Buche liegt ein — nun, ein recht strenger Brief des Herausgebers und Verlegers an Redaktionen und Rezensenten bei; dergleichen war sonst nicht üblich. Der Roman selbst hat mit Literatur nichts zu schaffen; es liegt kein Anlaß vor, auf ihn einzugehen.

Gerhard Eschenhagen: *Protest des Blutes.* Dreißig Novellen um einen Gedanken. (Berlin-Steglitz, Heinrich Wilhelm Sander.) Der Verfasser hat die Worte

„Eugenik“ und „Rasse“ gehört, leider aber nichts außer ihnen. Dreißig Novellen! Nein, dreißig geschwollene Leitartikeln. Das Thema wird dreißigmal umkreist, keinmal angepaßt, geschweige denn gestaltet. Schlechten Gewissens spürt der Verlag den Mangel; zur Rechtfertigung versichert er uns, die Zeit, in der es auf dichterische Qualität ankam, sei vorbei. Meinetwegen: aber wozu dann „Novellen“? Dem Autor zur Beherzigung: das bei ihm häufig wiederkehrende Wort „Program“ ist ein Druckfehler aus „Programm“, während der ihm vorschwebende russische Ausdruck „Drogrom“ lautet.

Otto Glaze: *Die französische Revolution. 1789—1799.* (Leipzig, Jesse & Bieder.) Ein Buch von Wichtigkeit, gemeinverständlich, aber nicht „populär“ im fatalen Sinn des Wortes. Glaze sieht die französische Revolution nicht isoliert, sondern innerhalb der Kontinuität der französischen Geschichte; mehr noch: er sieht sie in ihrem verwandtschaftlichen und vergleichsmäßigen Verhältnis zu allen anderen Revolutionen. Das ist wichtig, denn eine solche Blickart ist erst möglich (aber auch notwendig!) geworden für die Generation, welche die letzten anderthalb Jahrzehnte europäischer Geschichte bewußt miterlebte. Ein Zitat als Beispiel: „Wie in allen Revolutionen gelangten die Halbwüchsigen und das weibliche Element in die vordere Reihe. Nie war man philanthropischer, und doch entsprang diesem Zustand in unmittelbarer Fortentwicklung die Herrschaft des Schreckens. Was könnte lehrhafter sein? Die Lehre ist ewig zeitgemäß. Der Mensch erträgt die Freiheit nicht, er erträgt die Macht nicht, wenn sie ihm absolut geboten werden. Freiheit und Macht müssen wie alle Energien gebunden sein.“ In manchen Schilderungen jener Zeit ist die französische Sonderart zu kurz gekommen, man hat die Vorgänge behandelt, als hätten sie so auch in Portugal oder Dänemark stattfinden können. Glaze mit seiner feinen Kenntnis französischen Wesens hat einen scharfen Blick auch für das national Bedingte. Die Lektüre gibt Genuß und Gewinn zugleich; dies ist nicht von vielen Büchern zu sagen.

Jarl Hemmer: *Gehenna.* Roman. Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau. (München, Albert Langen / Georg Müller.) Hemmer ist Finnländer (nicht Finne, d. h. seine Mutter- und Dichtersprache ist die schwedische), sein Buch spielt im Finnland der Kriegs- und Revolutionszeit und steht unter dem Luther-Wort: „Gott hebt nicht viel Reine

zum Himmel empor, die meisten werden aus dem Schlamm hinaufgezogen." Damit ist das innere und äußere Schicksal des Pfarrers Johan Samuel Strang umhrieben, das im stellvertretenden freiwilligen Opfertod für einen verurteilten Bolschewisten seinen Abschluß findet. Etwas Uneinheitliches bringt die Zweiteilung in Tagebuch und eigentliche Erzählung; auch schieben sich statt wirklich darstellender oft bloß berichtende Partien in den Vordergrund, besonders in der Schilderung der Bolschewistenzeit und des deutschen Befreiungskampfes. Gegenüber gewissen Konstruiertheiten des Buches und einem manchmal störenden Abgleiten ins Episdische darf die fastige Frische der Charakterzeichnung hervorgehoben werden.

Gerda Heppner: Feld ohne Namen. Ein Schicksal. (Tübingen, Rainer Wunderlich.) Die Witwe eines Frontoffiziers, den mehrere Jahre nach dem Kriege ein im Felde erworbenes Lungenleiden fortnahm, setzt ihm hier aus Feldpostbriefen und Tagebuchaufzeichnungen ein Denkmal; nicht so sehr ihm persönlich als dem Mannestyp, den er vertritt: jenem namenlosen „Durchschnittsleutnant“, den uns, wie Bismarck sagt, niemand nachmachen konnte. Das Buch ist von unbedingter menschlicher Echtheit, darum bedarf es keiner Erklärung, geschweige denn einer literarischen Rechtfertigung.

Will Kramp: Die ewige Feindschaft. Roman. (Jena, Eugen Diederichs.) Hier bekundet sich ein Junger, Vertreter jener zwischen Werkstudententum und Arbeitslosigkeit fluktuierenden Welt, in der auch die Wünsche des Romans ihren Schauplatz haben. Da ist noch manch jugendliches Ungeheißel, aber sympathischerweise nirgends jene jugendliche Ueberheblichkeit, mit der man sonst so häufig bespricht wird; da ist ferner ein Schuß Dostojewski und ein redliches Sichmühen um einen Sinn der Welt, eine geistige Problematik also, die als entschiedene Absage an den sachlichen Funktionalismus gewisser anderer junger Gruppen begrüßt werden darf.

Frیده S. Kräze: Garba. Das Spiel ist aus — wird nun das Leben kommen? Roman. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) Garba ist ein Traum- und Spielkönigreich, das zwei Kinder sich erdacht haben und das im ganzen Leben der kleinen Baronesse Roselin, die im Kriege Roter-Kreuz-Schwester wird, seine Fortwirkung behauptet. Die Welt der Verfasserin ist ein wenig märchenhaft, gefühlsjelig und furchtbar vornehm, aber nicht ohne freundlichen Humor, und insbesondere für kindliche

Mythologien hat sie ein feines Verständnis. Die kleine traumversponnene Glashauprinceßin, die so gern aus ihrer Vitrine heraus möchte und bei aller Begeisterung so maßlos empört ist, als sie einmal einen wirklichen Soldaten ausdruck zu hören bekommt, steht zum Schluß, während draußen die spartakistischen Maschinen gewehrt tuten, vor der Frage des Untertitels: Das Spiel ist aus — wird nun das Leben kommen!

Mia Munier-Wroblewska: Der Baumeister zu Mühlbach. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) Es ist, als lasse diese überraschend gut komponierte Novelle in ihrer sicheren Architektur den Einfluß des Themas erkennen, bei dem es ja auch um Baumeisterliches geht. Ein junger reichsdeutscher Kunsthistoriker müht sich um siebenbürgische Kirchengotik, mehr noch um das Schicksal eines mittelalterlichen Baumeisters, dessen Deutung von vier Menschen unternommen wird und die wechselseitigen Beziehungen dieser vier gleichnishaft ans Licht bringt.

C. S. Ramuz: Farinet oder Das falsche Geld. Deutsch von Werner Joh. Suggenheim. (München, R. Piper & Co.) Dieser Schweizer mit seiner herrlichen unmittelbaren Echtheit hat einen neuen bäuerlichen Alpenroman geschrieben, eine Dichtung hohen Ranges, gleichzeitig eine Erzählung von hinreißender und herzbeklemmender Spannung. Farinet hat droben in seiner einsamen Bergwelt eine Goldader gefunden, Farinet prägt Goldstücke. Unbegreiflich und boshaft, daß ihn die Behörden, die aus den Tälern, deswegen verfolgen — denn sind seine Goldstücke nicht besser und reiner als die ihren? Sie sperren ihn ein, er bricht aus, die Dörfler, die Sennen halten zu ihm, sein schließlicher Untergang wirkt mit der einfachen Kraft einer alten Volksheldenballade.

Romain Rolland und Malwida von Meyenbug: Ein Briefwechsel 1890 — 91. Herausgegeben und verdeutscht von Berta Schleicher und Axel Lübke. (Stuttgart, J. Engelhorn's Nachf.) Malwida, die unentwegte „Idealistin“, ist unserer Zeit als Eigenweisen schon etwas entfremdet, doch immer noch nahe als Trabantin größerer Gestirne wie Nietzsche und Wagner. Dem damals jungen Romain Rolland hat die um ein halbes Jahrhundert Ältere eine mütterlich oder tantenhaft betreuende Freundschaft zugewandt. Interessant, wie sie ihn immer wieder auf Goethe hinweist, welche Rolle überhaupt das geistige Deutschland in diesem Briefwechsel

spielt. Romain Rolland hat dem Bande seine Erinnerungen an Malwida vorangestellt; die dithyrambische Gehobenheit dieser Einleitung mag dem Gefühl seiner Dankeschuld zugute gehalten werden. Keineswegs interesselos, dennoch mit einer leichten Verlegenheit blättert man in den Briefen: wir durchwandern mit respektvoller Kühle ein Mausoleum ästhetischer Konversation.

Paul Schulze-Berghof: Der gefesselte Goethe. Roman. (Berlin und Leipzig, Wolf Heyer.) Daß Luther, Goethe, Lessing und Schiller von Freimaurern und sonstigen „überstaatlichen Mächten“ am laufenden Bande teils ermordet, teils mit anderen heimtückischen Unannehmlichkeiten belegt wurden, gilt einigen unserer Zeitgenossen als ausgemacht. Mit Enthüllungen solcher Art hat es auch dies öde, nur gelegentlich durch ungewollte Komik erfreuende Buch zu tun. Der Verlag, der uns einen weiteren Roman Schulze-Berghofs „Schiller der Geopfer“ androht, bezeichnet den „Gefesselten Goethe“ mit freundlicher Bescheidenheit als „das Standardwerk des Goethe-Jahres“. Lassen wir ihn bei diesem Glauben.

Toni Schwabe: Christiane. Ein Goethe-Roman. (Dresden, Carl Reißner.) Bei aller Skepsis gegen die grundsätzliche Möglichkeit eines aufs Ganze gerichteten Goethe-Romans sei gern anerkannt, daß Einzelstreifen dieses unübersichtbaren Lebens erzählerisch mit Glück erfaßt werden können. Dies ist hier unternommen worden, voll Ehrfurcht und dennoch mit Frische, dabei keineswegs unter Beschränkung auf die naheliegende Oberfläche. Neben „deinem kleinen Radurwäßen“, wie Christiane sich unterjochte, steht plastisch gezeichnet die Gestalt der Frau von Stein.

Franz Spunda: Griechisches Abenteuer. Roman. (Karlsbad-Drachowitz und Leipzig, Adam Kraft.) Sonderbar, daß noch kein deutscher Erzähler auf den Gedanken eines Philhellenenromans verfiel. Bei Spunda, dem Kenner des alten wie des heutigen Hellas, dem Verfasser des „Minos“ und „Achos“, kann diese Stoffwahl nicht wundernehmen. Auch hier wie im „Minos“ bildet die Auseinandersetzung zwischen Europa und Asien das geheime Thema des Buches, in dessen Vordergrund drei philhellenisch begeisterte deutsche Studenten stehen. Statt der Hellenen finden sie Balkanesen, statt griechischer Harmonie barbarische Rohheit — Enttäuschungen, wie wir sie ähnlich seinerzeit aus Berichten rückgekehrter deutscher Teilnehmer am Burenkriege vernahmen. Aber

inmitten solcher Erlebnisse findet diese Jugend sich selbst und die Gestalt der eigenen Persönlichkeit. Das alles ist farbig in den von Spunda so geliebten griechischen Landschaftstraum hineingestellt, mit Frische erzählt, mit bunten Abenteueruern ausgeschmückt.

Karl Hans Strobl: Goya und das Löwengesicht. Roman. (Leipzig, F. Staackmann.) Selten haben in Strobls Werk Realität und magische Phantastik eine so völlige gegenseitige Durchdringung erfahren wie hier. Dies Buch, ohne Zweifel der stärkste aller Stroblschen Romane, ist das Ergebnis eines zwanzigjährigen Reiseprozesses, zwanzigjährigen Vertrautwerdens mit Goyas Leben und Welt. Aber gerade das merkt man ihm glücklicherweise nicht an, denn das ungeheure Maß an Materialkenntnis, das Strobl sich zusammengetragen haben mag, ist so selbstverständlich in die dichterische Masse eingeschossen, daß man seiner gar nicht gewahr wird. Was sich von wenigen Künstlerromanen sagen läßt: dieser ist gleich reizvoll für den Kenner Goyascher Kunst wie für den, dem Goya eine bloße Romanfigur bleibt. Das wilde zerwühlte Spanien der antinapoleonischen Kämpfe ist der rechte Schauplatz für den geheimnisvollen Einbruch jenseitiger Gewalten in Goyas Dasein, dunkler, reale Gestalt gewinnender Mächte, die eine alte Lebensschuld des Künstlers verkörpern. Sparjam bei aller Leidenschaftlichkeit sind Strobls Szenen und Farben, knapp und trefflicher ist die Sprache, jedes Wort sitzt.

Siegfried von der Trend: Der Stier und die Krone. Die Post des wahrhaftigen Menschen Peter Karger. (Gotha, Leopold Klog.) Eine ans Ufer gespülte Glasche enthält beschriebene Blätter, doch ist diese Glaschenpost des Peter Karger nur der Anstoß, der ein randvolles Gefäß zum Überfluten bringt: Überfluten von Bildern, Gedanken, Symbolen. Trends Welt ist mythisch groß und mythisch zerklüftet. Sie ist von einer gigantischen Formlosigkeit, die namentlich in der zweiten Buchhälfte alle Gesetze, äußere und innere, zerbricht. Denn eine Natur wie diese kann in ihrem chaotischen Überreichtum weder alte Formen achten noch neue erschaffen. Realismus und Symbolik, Erzählung und Symbol, Selbstbekenntnis und Ahnenwissen, Ostpreußisch-Landschaftliches und Ostpreußisch-Geschichtliches, das alles brodet zusammen in den wilden und großartigen Versuch einer Manifestation des totalen Menschen.

Siegfried von Vegeack: Das fressende Haus. Roman. (Berlin, Uni-

verfikt.) Degejacks neuer Roman enthält genau so viele autobiographische Elemente, wie eine Dichtung braucht, um als transformierter Erlebnissniedererschlag zu überzeugen. Wären es weniger, das Buch schwebte in der Luft; wären es mehr, es bliebe des Autors Privatsache. Es ist die Geschichte des in ein altes Turmhaus des Bayerischen Waldes verschlagenen baltischen Emigranten, der sich sein neues Waldbauernleben einrichtet, dem sich Tiere, Frau und Kind gesellen wollen und dem schließlich alles unter den Händen fortgeschwindet, bis ihm aus gänzlicher Leere eine neue Fülle offenbart wird. Der schöne Reichtum des Buches liegt aber nicht so sehr in seiner einzelnen menschlichen Problematik als vielmehr in der wunderbaren Einheitlichkeit, mit der hier Natur, Landschaft, Menschenwesen und Schicksal als Ausdrucksformen ewiger Schöpfungsordnungen erfaßt worden sind.

Clara Diebig: Menschen unter Zwang. Roman. (Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die Schilderung dumpfer, gebundener und in dieser Gebundenheit unheimlich triebhafter Naturen ist auch heute noch Clara Diebigs Sondergebiet. Ihr Roman „Die vor den Toren“ zeigte die Bauern um Berlin, deren Acker plötzlich zu Terrains wurden und ihren Besitzern Millionengewinne zuwarfen. In den „Menschen unter Zwang“ tritt, vergreift und verknöchert, eine jener harten Tempelhofer Bäuerinnen wieder auf, nun Schloßherrin, despotisch auf einer Nachkommenschaft von drei Generationen lastend.

Der Schicksalszwang der Begebenheiten ist stärker als ihr Wille und ihre Berechnungen; Besitz und Clan zerrieben der Sterbenden unter ben Händen.

Ernst Wiechert: Die Magd des Jürgen Doskocil. Roman. (München, Albert Langen / Georg Müller.) Die Münchener Raabe-Stiftung hat Wiecherts neuem Roman ihren Jahrespreis verliehen und soll zu dieser Entscheidung aufrichtig beglückwünscht werden. Das neue Buch, die Geschichte des alten ostpreussischen Fährmanns Jürgen Doskocil und seiner Magd und Gattin Marte, zeigt den ganzen Wiechert. Seine schweren Menschen haben oft etwas von vermoderten, moosbärtigen Waldbäumen oder Findlingssteinen, und von dieser Art ist auch der alte Doskocil, der einmal „Gottes getreuester Knecht“ genannt wird und nicht nur mit dieser Bezeichnung an russische Gottesknechte und „Gottesnarren“ erinnert. Er ist gleich anderen bäuerlichen Gestalten Wiecherts ganz zum Symbolträger ewiger Lebensmächte geworden; er stammt aus dem Unwirklichen oder — richtiger gesagt — aus dem Unrealistischen, aus romantisch verklärender Ahnungsfülle, aber er hat jene im höchsten Grade dichterische Realität, die aus Wiecherts mythischem Naturgefühl quillt. Da wird die Handlung mit ihren Geschehnissen und Intrigen unwesentlich, denn sie ist ja Menschenwerk — diese allumschließende Natur aber, wie Wiechert sie erschaut und erschaubar macht, hat die schlichte Gewalt des Ewigen.

Neue Bücher

Die Bewegtheit der gegenwärtigen Zeit in Deutschland spiegelt sich auch auf dem Büchermarkt wieder. Erich Lesech-Jochberg hat sich zu einem Virtuosen von Eigenart entwickelt in der Darstellung zeitgenössischer Persönlichkeiten. Sein Hitler-Buch liegt jetzt im 61. bis 65. Tausend vor „Hitler, eine deutsche Bewegung (Oldenburg, Stalling), in dem er Hitlers Lebensgang bis zur Kanzlerwerdung in einem Stil voll innerer Dynamik und Spannung darstellt. Sein Buch „Die Politiker der Republik. Von Ebert bis Schleicher“ (Leipzig, K. F. Koehler) gibt in

drei großen Abschnitten „Revolution“, „Versailles — Erfüllung — Young-Plan“ und „Kampf um die Zukunft“, gleichfalls in einem aufpeitschenden Stil geschrieben, durch eine Mischung von Historie und Feuilleton ein Bild der Männer, in deren Hand Deutschlands Geschick lag oder liegen wird.

Zu den Schriftten, die ihr Gesicht nach innen wenden, gehört die ernste und aus innerer Verantwortung heraus geborene Schrift des Professors Hans Raumann „Deutsche Nation in Gefahr“ (Stuttgart, J. B. Metzler), gehört auch das Buch von Gerhard

Schulze, Pfaelzer „Deutschland ganz neu“. Ein Vademecum durch die Zeitwirren. (Berlin, Rüdiger-Verlag.) Aus diesen Büchern wollen wir nur das eine hervorheben: sie unterstreichen mit Ernst, daß die deutsche Erneuerung nur aus den geistigen Kräften und von den besten Männern bewerkstelligt zum Guten für alle Zeiten werden kann.

Ueber den innenpolitischen Wirren wird aber die Hauptfrage nicht vergessen: die äußere Befreiung Deutschlands. Wir können es nur begrüßen, wenn immer wieder neue Schriften zur Schulfrage und zum Versailler „Friedensvertrage“ erscheinen, da viele Deutsche es immer noch nicht für notwendig gehalten haben, sich mit den Grundlagen zu beschäftigen, von denen aus uns die Ketten angelegt sind. Wir empfehlen „Der Versailler Vertrag und die Abrüstung“. Deutschlands militärische Gleichberechtigung. Von Karl Schilling (Berlin, Ferdinand Dümmler), „Der Abrüstungsbetrug in Versailles“ von Wilhelm Ziegler (Leipzig, Historisch-Politischer Verlag, Rudolf Hoffstetter) und „Das Diktat von Versailles“ von Friedrich Hiller (Langensalza, Julius Belz) sowie „Der Vertrag von Versailles“ mit 19 Zeichnungen und Karten (Berlin, Heinrich Beenen), eine Ausgabe für Jugend und Volk mit den wesentlichsten Punkten des Schandvertrages im Wortlaut. Hierher gehört auch das Buch „Land in Ketten.“ Geraubtes deutsches Land. (Berlin, Heinrich Beenen) unter Mitwirkung von volksdeutschen Führern wie Robert Ernst, Hermann Janosch, Carl Lange, v. Leers, Gouverneur Schnee, Ernst Schröder, Glensburg, des verstorbenen Danziger Senators Strunk, Werner Wirths und mit einem Einleitungswort von Paul Warnde versehen.

Der Angriff gegen den Versailler Vertrag ist nur dann wirksam zu führen, wenn immer wieder die Schuldfrage und die Vorgeschichte erörtert werden. Da liegt das wichtige Buch von Kurt Jagow vor „Deutschland freigesprochen“ (Leipzig, K. F. Koehler), das in knapper, klarer Form nur das Wesentliche, aber dies vollständig berücksichtigend, die Geschichte der 13 Tage vor Kriegsausbruch darlegt. Ein Buch, zu dessen Verbreitung ein jeder von uns beitragen sollte. Ferner in 2. Auflage die kleine Schrift von Waldemar John „So kam der Krieg“. Eine wahrheitsgemäße Darstellung der Ursachen des Weltkrieges mit sechs Zeichnungen und zwei Karten (Berlin, Friedrich Zillejen). Endlich gehört hierher der

Vortrag von Ministerialdirektor Brandenburg „Was bedeutet der deutsche Gleichberechtigungsanspruch auf dem Gebiete der Luftfahrt?“ (Leipzig, Rudolf Hoffstetter), in dem Brandenburg seine Thesen eindringlich beweist, die ihn zu seinem mutigen Auftreten in Genf befähigten.

In Verbindung mit der inneren Erneuerung steht auch das Buch „Die veränderte Welt“, eine Bilderfibel unserer Zeit. Herausgegeben von Edmund Schulz, eingeleitet von Ernst Jünger (Breslau, W. G. Korn). Wir verdanken Schulz das bekannte Bildbuch „Das Gesicht der Demokratie“. Nun hat er das dort angewandte Prinzip auf die ganze Welt erweitert. In elf großen Abschnitten, nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet, sehen wir das Gesicht der heutigen Welt, und das Bild legt mit erschütternder Kraft den Mißbrauch all der großen Worte wie Freiheit, Wahrheit, Frieden, Abrüstung durch die Konfrontierung mit den tatsächlichen Verhältnissen dar.

Wesentlich für die Beurteilung unserer außerordentlich ernsten außenpolitischen Situation im Osten ist das Buch von Ernst Otto Thiele „Polen greift an“ (Breslau, W. G. Korn). In diesen 72 Bildern, die bildtechnisch ausgezeichnet und sehr überlegt ausgewählt sind, gibt Thiele eine Darstellung des deutschen Selbstbehauptungskampfes, aber auch des grenzenlosen deutschen Leides gegen das imperialistische und chauvinistische Polen. Diese Bilder lehren besser als viele Worte, wo die eigentliche Gefahr für den europäischen Frieden droht.

Moeller van den Bruck hatte einst sein großes, achtbändiges Sammelwerk „Die Deutschen“ genannt. Jetzt erscheint der politische Teil des Sammelwerks unter dem Titel „Das ewige Reich“, herausgegeben und eingeleitet von Hans Schwarz (Breslau, W. G. Korn). So sehr wir es begrüßen, des unvergessenen Freundes Lebenswerk in reiner Form an das heutige Geschlecht, das bösen Mißbrauch mit diesem Erbe zu treiben sich anschickt, heranzubringen, so fordert die Art, in der Hans Schwarz es versucht, doch zur Kritik heraus. Moeller van den Brucks Name ist unmittelbar mit dem Begriff des „dritten Reiches“ verbunden, wie die ihn auffassen, denen es mehr als eine Parteilangelegenheit bedeutet. Warum denn nun neben dem dritten Reich eine nicht von Moeller gewählte Formulierung „Das ewige Reich“ einsetzen?

Zum Richard-Wagner-Jahr sind willkommene Gaben erschienen. So von Paul Alfred Merbach „Richard Wagner, der deutsche Musiker und Mensch“ (Stuttgart, Robert Lutz), in dem geschickt und fundig Selbstzeugnisse aus Briefen und Zeitberichte zusammengestellt sind, die der Herausgeber einleitet. Wertvoll ist auch die Zeittafel am Schluß des Buches. Wagner im Bilde gibt uns Alexander Spring „Richard Wagners Weg und Wirken“ (Stuttgart, Union). Das Buch ist dem Andenken Siegfried Wagners gewidmet. 79 Bilder vermitteln einen vollkommenen Eindruck von Richard Wagner und beruhen um ihn. Der begleitende Text will nichts weiter als ein Führer sein zum Menschen Richard Wagner und seinem deutschen Werke.

★

Eine sehr interessante und für Goethe-Freunde besonders willkommene Gabe ist das Buch von Major a. D. Dr. Georg Bahls (Berlin, Bernard & Graefe), das auf Grund von Dokumenten die Bedeutung Carl Augusts als Soldat erschöpfend und anziehend darstellt: „Carl August von Weimar als Soldat“. Eine schöne Ergänzung hierzu bildet die Rektoratsrede des Heidelberger Professors Willy Andreas „Preußen und Reich in Carl Augusts Geschichte“ (Heidelberg, Carl Winter), die in stillstiller Meisterschaft und überlegener Klarheit das Thema behandelt.

★

Die Blauen Bücher des Verlages Karl Robert Langewiesche (Königstein im Taunus) haben sich wieder einmal selbst übertroffen in den glänzenden 111 Flugaufnahmen „Deutsches Land“. Ein Buch, das einem das Herz aufgehen läßt über die Schönheit des deutschen Landes, die in glänzend ausgewählten charakteristischen Bildern von allen Gegenden wirklich wie im Fluge an uns vorbeizieht.

★

Elly Petersen ist vielen Menschen bekannt geworden als sachkundige Beraterin für den eigenen Garten in ihrem „Gelben Gartenbuch“. Jetzt ist von ihr gemeinsam mit C. O. Petersen ein neues Buch erschienen „Die Moosswalge“ (München, Knorr & Hirth). In dem alten Haus „Die Moosswalge“ hat sie ihre Heimat gefunden. Sie versteht es, aus der Geschichte des Hauses — und dieses Haus hat eine Geschichte — aus dem Jahresablauf, seinen großen und kleinen inneren und äußeren Erlebnissen wirklich ein persönliches Buch voll Lebensmut, voll Erdverbundenheit, voll

Blumen und voll Sonne in dieser Darstellung der Bewohner, der alten wie der jungen, und der Besucher des Hauses zu geben. Ein Buch, das man innerlich bereichert und mit neuer Zuversicht in die unvergängliche Kraft alles Lebens aus der Hand legt.

★

Als 20. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft sind „Arthur Schopenhauers Gespräche“ erschienen (Heidelberg, Carl Winter), die, eingeleitet von Hans Zint, Arthur Süßner, der Redakteur der „Süddeutschen Monatshefte“, in musterhafter wissenschaftlicher Arbeit zusammengestellt und erläutert hat. Das ist eine Gabe, die nicht nur den Mitgliedern der Schopenhauer-Gesellschaft und den Anhängern des großen Philosophen etwas bietet, sondern allen geistigen Menschen als Rüstzeug zur Schärfung des Urteils nur empfohlen werden kann.

★

Zum 100. Todestag von Johann Friedrich Cotta, dem großen Verleger, hat die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart eine Schrift erscheinen lassen „Johann Friedrich Cotta“ mit zwölf bisher nicht veröffentlichten Briefen Goethes an Cotta und anderen ungedruckten Dokumenten. Das Buch gliedert sich in folgende Abschnitte: „Der Buchhändler und Freund der Dichter und Künstler“, „Der Politiker und Staatsmann“, „Der Unternehmer“, „Der Menschenfreund“ und einen Anhang mit den zwölf Briefen Goethes aus den Jahren 1808 und 1810. Das Buch bestätigt die Richtigkeit der Worte Schellings an Cotta: „Solcher Männer wie Sie bedarf die Welt in hohem Grade.“

★

Die zweite Auflage des Buches „Die nordische Seele“ von Ludwig Ferdinand Claß (München, J. S. Lehmann) mit sechzehn Kunstdrucktafeln ist ein völlig neues Werk gegenüber der ersten Form geworden, die damals unter dem Titel „Rasse und Seele“ erschienen ist. Claß versucht den Nachweis, daß die Artung einer Seele nicht in ihren „Eigenschaften“ beruht, sondern in dem Stilgefühl ihres Erlebens. Er weist auf die unüberbrückten Rassenunterschiede auch in seelischer Beziehung hin, die wohl stärker sind als die körperlichen. Wichtig sind die Ausführungen über die Zusammenhänge von Seele und Landschaft. Gegenüber dem heutigen Stande der Rassenforschung bewundert man den Mut, mit dem eine in sich klare, aber doch einseitige These verfolgt wird.

Werner Bergengruen hat in der Sammlung von Erzählungen „Der Teufel im Winterpalais“ (Leipzig, Fesse & Becker) neunzehn seiner kleinen Meisterstücke zusammengestellt, die gerade den Lesern der „Deutschen Rundschau“ willkommen sein werden. Bergengruen versteht in kluger Beschränkung zu erzählen, und das ist sehr viel mehr, als noch vor kurzem viele zugeben wollten, die sich durch die psychologisierende und psychoanalytische Methode ihren Geschmack und ihr Verständnis für das Wesen wahrer Erzählkunst hatten verderben lassen. Für unsere Leser genügt es, ihnen Mitteilung von dem Erscheinen dieser Sammlung zu machen, da Werner Bergengruen sich längst durch seine Mitarbeit an der „Deutschen Rundschau“ einen festen Platz bei ihnen erworben hat.

★

Sermann Stegemann schildert in seinem neuen Roman „Die Herren von Söhr“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) das Schicksal einer alten Familie am Rhein, wie es für die Jungen aus dunklen Verstrickungen der Ehe ihrer Eltern sich durch Wirren nicht äußerlich, sondern innerlich löst. Er führt den zweiten Sohn, der unbewußt seine angeblich tote Mutter sucht, in das Frankreich der Revolution, läßt ihn, den deutschen Menschen, den französischen Taumel miterleben und in schicksalhafte Verbindung zu einer jungen französischen Adligen treten, die, um Entscheidendes zu retten, die Revolutionärin spielt. Die Tragik umwölkt den jungen von Söhr, ohne ihn anders als mit den Schlägen, die auf seine Umgebung niedersausen, zu treffen. Die Lösung von den Konflikten, in denen er stand, ist eine innerliche. Stegemann beweist eine unendlich behutsame und feine Hand in der Darstellung der Seelenstimmungen, zu gleicher Zeit aber wiederum seine Fähigkeit, mit breitem Pinsel und satten Farben historisches Milieu und historisches Geschehen festzuhalten. — In einem feinen Büchlein, das nach Art der asiatischen Blockbücher ausgestattet ist, gibt Wilhelm v. Scholz eine japanische Erzählung „Die Pflicht“ (Leipzig, Paul List), in der der japanische Pflicht- und Ehrbegriff im Rahmen einer diplomatischen Spionagegeschichte abgehandelt wird. Das Buch bekennt sich aus innerem Verständnis heraus zu der heroischen Lösung des überhaupt nicht zu diskutierenden selbstverständlichen Einjages eigenen Lebens für Volk und Vaterland. — Ein recht überflüssiges Buch ist der Roman von John Knittel „Der Commandant“ (Zürich, Orell Güssli), in dem durch eine im alten und nicht guten Sinne

romanhafte Handlung mit falscher und verbogener Psychologie Bewegung und Handlung im Grunde nur vorgetäuscht werden. Keine der Figuren wird trotz des afrikanisch wilden Milieus auch nur entfernt glaubhaft. — Eine ernste und sittliche Tendenz liegt zweifellos dem Roman „Der Götze“ von Alma M. Karlin (Potsdam, Müller u. Klepenheuer) zugrunde, ohne daß ihre Mystik bis zu den echten Tiefen und dadurch erst zu der von innen strahlenden Klarheit des Geheimnisses gelangt. Wir verzeichnen das Buch aber auf der Seite der anständigen Bücher, wenn freilich auch das Gelingen noch nicht erreicht wurde. — Zum Gedächtnis von Richard Slowronnek sind seine beiden ersten großen Ostromane, deren einer auf die Gefahr des Weltkrieges hinwies, deren anderer den ostpreussischen ersten Abwehrkampf nach Lösung der unerträglich gewordenen Spannung schildert, vereint herausgegeben unter dem Titel „Grenzwacht im Osten“ (Berlin, Ullstein). Immer wieder ist man gefesselt und läßt sich willig fesseln von der Erzählkunst Slowronneks voll Spannung und Kraft. Der Hauptwert aber liegt in der alles durchstrahlenden Liebe zu seiner ostpreussischen Heimat und deren Menschen, und allein schon deswegen ist die Neuherausgabe zu begrüßen. — Ein Buch voll Schmiss und krimineller Spannung fast auf der Höhe literarischen Anspruchs ist der Roman von Willy Harns „Ich allein bin schuldig“ (Berlin, Scherl), der sich unterhaltend genug liest. — Als ein gelungener Versuch, aus einheitlicher Grundhaltung heraus Schicksal und seinen unabwendbaren Ablauf zu zeichnen, können die beiden Erzählungen von Wilhelm Kiefer bezeichnet werden, die unter dem Titel der ersten Erzählung „Augusta van Dorpe“ erschienen sind (Köln, Silber-Verlag). Zeigt er in der ersten Novelle das Schicksal eines zum Arbeitsdienst nach Deutschland im Kriege verbrachten belgischen Mädchens, das in Dumpsheit und ohne Möglichkeit innerer Lösung tragisch endet, so gibt er in der zweiten Erzählung „Peter van Sagenbach“ unter dem historischen Kleid der Erhebung der Elsäßer gegen Karl von Burgund und seinen schändlichen Statthalter Peter van Sagenbach Grenzvolkschicksal mit innerer Durchleuchtung.

★

Max Dauthendays „Ein Herz im Lärm der Welt“ kann man nur mit innerer Bewegung in die Hand nehmen (München, Albert Langen-Georg Müller). Hier ist eine der schönsten Briefsammlungen, zum

mindesten was inneres Leben angeht, aus der ganzen Weltliteratur. Die Lauterkeit und tiefe Güte Dauthenays rühren einen in den Selbstzeugnissen seiner Briefe ebenso wie die verzehrende Sehnsucht nach der Heimat in der durch den Krieg verursachten Abgeschlossenheit in der Ferne, die einzig und allein dieses tapfere, aber weiche Herz brachen.

Kasimir Edschmids neues Buch „Zauber und Größe des Mittelmeeres“ (Stuttgart, Sozietäts-Verlag) ist eine sonderbare Mischung von Feuilleton, Jähbetontheit, offenem Sinn für landschaftliche Schönheit und ihre Deutung und etwas verworrenen historischer Geopolitik. Der Stil ist felt Edschmids Wandlung erträglich, und man wird das Buch nicht ohne Interesse lesen.

Alexander Cernetz' „Solenia“ läßt seinen neuen Roman „Jo und der Herr zu Pferde“ (Potsdam, Müller u. Kiepenheuer) auf dem Umschlag als einen neuen „reizenden Liebesroman“ anpreisen. Wir haben schon die „Abenteuer eines jungen Herrn in Polen“ ablehnen müssen. Die Ablehnung verstärkt sich bei diesem Nachwerk. Ein gepflegter Stil und eine oft bemerkenswerte Wortkunst können die rein konstruierten Gestalten keinen Augenblick glaubhaft machen. Das Ganze erscheint mehr als ein Vehikel, um pikante Angelegenheiten, so wie der Verfasser sie versteht, anzubringen. Daran können auch gelegentliche, außerordentlich wichtige und treffende Boshheiten an Gesellschaftskritik nichts ändern. D. R.

★

Dr. August Hoff: Wilhelm Lehmbruck. „Junge Kunst“. Leipzig, Klinghardt & Biermann. Hoff ist als Betreuer des Duisburger Museums der Verwahrer eines beträchtlichen Teils der von dem Künstler geschaffenen Werke und des Lehmbruckschen Nachlasses, den die Vaterstadt in Obhut genommen hat, und als solcher in besonderem Maße berufen, von dem Künstler Zeugnis abzulegen. Lehmbruck war einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste unserer jüngeren Bildhauer, und es ist deshalb freudig zu begrüßen, daß ihm dies vorläufige literarische Denkmal gesetzt ist. Der Autor hat gleichsam als Kernstück seiner Schrift den Satz aufgestellt, daß Lehmbruck als Sohn des rheinischen Landes dem formalen Schönheitsbedürfnis gedient habe, welches ein Erbstück der romanischen Nachbarländer ist, daß er aber gleichzeitig sein Werk mit dem Ausdruck seelischer Ergriffenheit erfüllte,

welches ein charakteristisches Merkmal germanischer Kunst bildet. In dieser Verbindung fügt er sich würdig der Reihe jener großen Bildhauer ein, die im Mittelalter die Dome von Bamberg und Raumburg, die Kirchen von Hildesheim, Halberstadt, Weßelburg und Freiberg schmückten, und deren wir uns als einer der höchsten Blüten deutscher Kunst rühmend freuen. Diese Doppelseitigkeit seines Wesens erhält eine besondere Note durch die grübelnde Veranlagung Lehmbrucks, die ihn je länger je mehr in die Tiefen seiner Seele hinabtreibt.

Aus der Zeit der Akademiejahre, in denen L. in fleißiger und gewissenhafter Arbeit ohne genialische Ueberhebung alles Erlernbare des künftigen Berufes erarbeitet und bewältigt, geht uns vor allem die kleine Figur eines „Steinwälzers“ an, weil in ihm die Schwere des Weges erahnt wird, zu dem ihn seine schwermütige Künstlerenschaft verurteilte.

1910 ging er nach Paris. Er empfand die Atmosphäre romanischer Formspreude, die ihn hier umgab, wohlthätig. Rodin stand im Zenit seines Ruhms; Maillols vegetative Sinnlichkeit befruchtete ihn; Silbebrands architektonische Strenge hielt diesem Einfluß die Waage. Auch der Wirkung des Vlamen Künne konnte er sich nicht entziehen. Aber die eigene Linie war bereits so gefestigt, daß sie wohl beeindruckt, nicht aber gewandelt werden konnte. In Paris entstehen die große „Stehende“ des Duisburger Museums und die wundervolle „Kniende“, welche die Anlage der Vaterstadt schmückt und — in ihrer keuschen und strengen Form — gleich einer der alten Heiligen aus der gotischen Zeit die Stadt abelt. Ein anderes Werk der Pariser Zeit ist der „Aufsteigende Jüngling“, der wie ein Symbol vom eigenen Wesen des Künstlers wirkt. Am Schluß der Pariser Zeit steht die große „Sinnende“: die gestaltete und gestaltende Form des In sich hinein Forschens läßt erahnen, wie Lehmbruck die inneren Kräfte und Mächte der Seele aus sich heraus zu erkennen trachtete, und wie er von ihnen und aus ihnen gerade das Tiefste herausholte, was in ihnen und in ihm war.

Die Aufgaben, welche Lehmbruck und seine Zeitgenossen erwarteten, waren schwer. Nach der rationalistischen und individualistischen Periode, die nach Hoff mit der Renaissance begann, reckten sich die Künstlerseelen nach neuen Sternen. Der Boden mußte umgebrochen werden, damit eine neue Saat aufkeimen konnte. Lehmbruck, dessen nach innen gericht-

teter Sinn in dunklen Stunden verzweifelungs-
voll um Erkenntnis rang, mochte das besonders
lastend empfinden.

1914 geht er nach Berlin, wo er — nach
kurzem Aufenthalt in Zürich — bis zu seinem
Tode bleibt. Hier wird er in die Irrungen und
Wirrungen der Kriegszeit verstrickt. Es ent-
steht die letzte Fassung der „Rückblickenden“, in
welcher der Künstler die Verschränktheit der
Vergangenheit mit Gegenwart und Zukunft
deuten will. In dem „Stürzenden“ und in der
kleineren Figur des „Stürmenden Kriegers“
macht sich der Niederschlag der Zeit geltend.
Es folgen mehrere große Porträts; dann der
„Denker“ und „Freund“: Gestalten, die eine
tiefe Ergriffenheit starker Erlebnisse verraten.

Die beigegebenen Tafeln bringen Abbildungen
der plastischen Werke in trefflichen Reproduk-
tionen, aber nicht nur Skulpturen, sondern
auch Beispiele von Gemälden, Zeichnungen
und Graphik, welche eine Vorstellung seiner

reichen Phantasie geben. Als Lehramt seinem
Leben im Jahre 1919 ein Ziel setzte, standen
alle Freunde der Kunst erschüttert an seiner
Bahre und beklagten, daß hier ein Großer von
uns gegangen sei. Gustav Schiefeler

★

Dr. Alexander Marcuse: Die Ge-
schichtsphilosophie Auguste
Comtes. In äußerst scharfsinniger Weise setzt
sich der Verfasser in dieser Promotionschrift
mit der Geschichtsphilosophie Comtes ausein-
ander. Sein Standpunkt ist der seines Lehrers
Professor Breyfig. Insofern der französische
Denker dessen biologische Geschichtsanschauung
zum Ausdruck bringt, hält er ihn noch heute
für richtig. Im übrigen aber weist er ihm viele
Widersprüche und Lücken nach und betont auch
sehr fein und überzeugend, daß dieser Positivist
ein gut Stück Romantik in sich hatte.

Sachtmann

Fritz H. Herrmann

Herman Wirth's Werk und die Wissenschaft

Herman Wirth ist unter den gebildeten
und geschichtlich interessierten Deutschen kein
Unbekannter. Sein erstes großes Werk „Der
Ausgang der Menschheit“¹⁾ fesselte und erregte
Widerspruch zugleich. Die dem Erstlingswerk
folgende kleine Schrift „Was ist deutsch?“²⁾
führte zu den in der heutigen Zeit leider all-
täglichen Versuchen, den Verfasser als „politisch
einseitig“ oder „radikal“ abzustempeln und ab-
zutun. Und sein neuestes und wohl umfassend-
stes Werk „Die heilige Urchrift der Mensch-
heit“³⁾ hat schon sehr Freund und Gegner zu
leidenschaftlichem Kampf auf den Plan gerufen.
Bereits vor seinem Erscheinen traten Gelehrte
wie Wiegand-Berlin, Bruno K. Schulz-München,
S. Plischke-Göttingen, L. Wolff-Göttingen und
S. Borl-Königsberg mit einer Broschüre auf
den Plan⁴⁾, in der Wirths Erkenntnisse und

Methoden einer strengen und ablehnenden
Kritik unterzogen wurden. Und wenn auch
durch eine persönliche Aussprache Wirth's mit
den genannten Gelehrten, die vor einiger Zeit
in Berlin stattfand, manche Schärfe aus dem
Wege geräumt ist, so bleiben doch der Gegen-
sätzlichkeiten noch genug. Und man kann nur
wünschen, daß der Kampf als „der Vater aller
Dinge“ auch hier nicht hemmend und zerlegend,
sondern fördernd und anregend wirken möge.
Denn es geht hier um Größeres und Höheres
als um Spezialwissenschaftliche Einzelerkennt-
nisse. Es geht um ein neues Weltbild, dessen
Konzeption Wirth in seinen ersten Werken
durchaus gelungen scheint.

Wer ist Herman Wirth? Ein junger Glame,
der kurz vor dem Kriege in Utrecht das
Staatsexamen in Philosophie, Germanistik und
Geschichte bestand, an der Universität Basel
promovierte und von der Berliner Universität
als Dozent für die niederländische Sprache be-
rufen wurde. 1916 verlieh ihm der preußische
Kultusminister den Titel eines Professors.

¹⁾ Verlag Eugen Diederichs, Jena.

²⁾ Ebenda selbst.

³⁾ Köhler & Amelang, Leipzig.

⁴⁾ „Herman Wirth und die deutsche Wissen-
schaft“. J. S. Lehmanns Verlag, München.

Seine Untersuchungen über das niederländische Volkslied und das lebendige Studium der Symbolik holländisch und deutsch, friesischer Hausgiebelzeichen führten ihn bereits frühzeitig zu der Überzeugung, daß sowohl das altniederländische Lied als auch die alten Zeichen an den Giebeln nordwestdeutscher Bauernhäuser nur wahrhaft zu deuten seien, wenn man mutig und tief bis in die noch völlig dunklen Bezirke nordischer Vorgeschichte hinabstiege, um dann wieder zurückzuschließen auf Bedeutung und Symbolik dieser letzten Reste nordischen Erbgutes und nordischen Mythos, die uns in den alten Weisen und Zeichen, aber auch in Sage und Ueberlieferung, in Brauch und Form notdürftig erhalten geblieben sind.

Aber Herman Wirth ging weiter. Nicht allein die Aufhellung des Ur- und Quellgebietes menschlicher Kultur unter Zuhilfenahme der völlig neuen Mittel der Schriftvergleichung und Deutung kultusymbolischer Zeichen ist sein Endziel. „Er erblickt“, wie es einer seiner Deuter (Siegfried Kadner, „Urheimat und Weg des Kulturmenschen“) einmal ausdrückt, „von vorn herein in den vorgeschichtlichen Funden mehr als Vorstufen unserer heutigen Haus-, Gerät- und Schriftformen, mehr als aufschlußreiche Realien, die für frühgeschichtliche Zusammenhänge und die Ableitung formaler Entwicklungen als Belege dienen können. Ihm kommt es darauf an, die geistigen Antriebe und Kräfte freizulegen, die sich unter der stofflichen Erscheinung verbergen. Er strebt danach, auf dem Pfad seiner Forschungen und seiner Zusammenchau hinter dem materiellen Dasein der Dinge, um mit Spinoza zu reden, hinter ihrer „Existenz“ der „Essenz“ nachzuspüren, dem Ursinn, der ihren Schöpfern vorstwebte.“ — Und hier wird Herman Wirths Forschung zur inneren metaphysischen Schau vom Urmonotheismus, vom Geistgott und von dem Sohne Gottes als Jahrgott und übersteigt damit den Bereich — nicht nur der Einzeldisziplinen künftiger Wissenschaft —, sondern tritt aus dem Rahmen der Wissenschaft überhaupt heraus, um zur Weltbetrachtung, zur Weltanschauung und zum Glauben zu werden. Diesem Herman Wirth kann die Wissenschaft weder ablehnend noch zustimmend gegenüberstehen. Denn hier kann nur der einzelne Mensch, gleichviel, ob Laie oder Gelehrter, Verwandtes oder Feindliches, Zustimmung oder Ablehnendes spüren. Er kann ihm folgen oder ihn verlassen.

Anders aber ist es mit den realen Ergebnissen seiner Forschung, die Herman Wirth selbst als wissenschaftlich begründet und verwurzelt

betrachtet. Es sind seine Feststellungen und Belege auf dem Gebiet der vorgeschichtlichen Inschriftenforschung (Paläo-Epigraphik) und die These, daß die altweltlichen linearchriftlichen Alphabete des Abendlandes wie des Orients ihren Ursprung in einer gemeinsamen „kalendrischen Kultsymbolik“ haben. Hier stützt sich Herman Wirth auf ein überreiches Material, das er in seinen beiden Hauptwerken mit unendlichem Fleiß und in ernster Forscherarbeit zusammengetragen und gesichtet hat. Und er kommt auf Grund dieser vergleichenden Forschungen zu dem Ergebnis, daß die Kultsymbole und Inschriften, die sich gleichermaßen östlich und westlich der Nordatlantik finden, zu der berechtigten Annahme führen müssen, daß ein Aufhören der gemeinsamen Redaktion der uralten Kalender zu Beginn des Widder-Zeitalters (also etwa um 8000 v. Chr.) stattgefunden hat und daß bis dahin eine einheitliche Urkultur Europas und Amerikas bestanden habe, die er die nord-atlantische nennt.

Hier nun steht der Widerspruch der künftigen Wissenschaft ein. Man leugnet, daß es möglich ist, aus in Felsen gemeißelten oder auf Stein gemalten Zeichen beziehungsweise aus Bauwerken auf das Wesen eines Kults, auf den Inhalt einer Lehre zu schließen. Man vermißt begründete Widerlegungen bisheriger Anschauungen des Problems. Und eine vor kurzem erschienene Broschüre, die fünf Professoren der verschiedensten beteiligten Disziplinen zu Verfassen hat, spricht dem jungen Forscher die wissenschaftliche Befähigung und den Ernst seiner wissenschaftlichen Arbeiten ab, während auf der anderen Seite Professoren wie zum Beispiel Redel und Riem (beide Berlin) — auch wenn sie Wirths Thesen nicht bis in jede Einzelheit folgen — seine Arbeit im ganzen freudig anerkennen und offen aussprechen, daß hier ein Forscher ans Werk gegangen ist, der mit heiligem Ernst neue Wege zu zeigen und neue Ausblicke zu eröffnen versucht.

Gewiß, es ist auch Herman Wirth noch nicht gelungen, die ältesten Dokumente menschlicher Schrift in Nordamerika, Irland und Spanien zu entziffern und damit unserer Erkenntnis Wege zu eröffnen und Neuland zu erschließen, wie dies möglich wurde, als die Entzifferung der Hieroglyphen gelungen war. Und so muß sich auch Wirth mit Hypothesen begnügen, wo hoffentlich dereinst Gewißheit und Klarheit sein wird. Aber arbeitet nicht auch die ihm gegenüber die Wissenschaft seit Jahrzehnten mit Hypothesen? — Und ist es nicht immer das gleiche: daß nämlich der kühne Neuerer abgetan und

verspottet wird, sobald er die ausgetretenen Pfade des bisher Geglaubten und für sicher gehaltenen verläßt, um neue, eigene Wege zu gehen? — Herman Wirth hat niemals einen Zweifel darüber gelassen, daß er Kritik und Belehrung wünscht und daß er jederzeit gewillt ist, sich dem Forum der Wissenschaft zu stellen. Aber er hat auch zu gleicher Zeit gefordert, daß man sein Werk sachlich durchprüfe und nicht *a priori* verdamme; ein wohl verständlicher Wunsch, den die bisherigen Kritiker nicht oder nur unvollkommen erfüllt haben.

Herman Wirth versteht zwei Grundanschauungen, die ihm vor allem die Ablehnung der Kollegenwelt eingetragen haben. Er bestreitet die bisher als feststehend und unerschütterlich geltende Hypothese des allgemeinen Fortschrittes. Und er setzt der These des „*ex oriente lux*“ die Antithese des „*westlichen Kulturursprungs*“ entgegen. Die erstere führte die Wissenschaft zu der Ansicht, daß die Vorwelt einer höheren Kultur und damit des Entwickelns und des Gebrauches einer Linearschrift überhaupt nicht fähig sein konnte. Und die zweite leitete zu der zum Dogma gewordenen Annahme, daß der Ursprung der nordeuropäischen Kultur wie der europäischen Schriftsysteme im Mittelmeerbecken gelegen habe. Beide Thesen sind aber mindestens ebensoviel „*Hypo*“-Thesen wie die Wirthsche Vermutung des Umgekehrten. Denn gerade hinsichtlich der Schrift gibt es heute nicht eine, sondern drei verschiedene Annahmen, deren jede die Richtigkeit und Wahrheit für sich in Anspruch nimmt und die damit einander eigentlich aufheben. Es ist die These von der Entstehung der Runenschrift aus dem Griechisch-Lateinischen, aus dem Lateinischen und aus dem Keltischen. Und die Beweise, die für jede dieser Annahmen angeführt werden, sind mehr als dürftig. So ist die Geschichte der Schrift auch in der geltenden Wissenschaft umstritten. Und wenn heute gerade von gebildeten Laien versucht wird, darzutun, daß die germanischen Runen das Primäre und die Mittelmeerchriften das Sekundäre waren (John Gorsleben, „*Sochzeit der Menschheit*“. Köhler & Amelang, Leipzig, 1930), und wenn Herman Wirth als wissenschaftlicher Außensteher sich auf Grund eines erdrückenden und nur zum Bruchteil voll ausgewerteten Materials sich zu derselben Ansicht bekennt, dann kann man lediglich feststellen, daß zu drei bestehenden und innerhalb der Wissenschaft umkämpften Thesen noch eine neue, vierte dazukommt. Aber man kann diese nicht damit abtun, daß man ihrem Verfasser

den forschterlichen Ernst und die wissenschaftliche Befähigung abspricht.

Wer aber angesichts der Not und der Zerrissenheit der heutigen Zeit, angesichts der Ueberfülle von Gütern des täglichen Bedarfs und des Hungers und Elends von Millionen von einem lückenlosen Fortschritt der Menschheit spricht, dem sei nur als ein Beispiel für viele vorgehalten, daß die Stellung der Frau als gleichberechtigtes und gleichgeachtetes Sozialwesen noch heute nicht dieselbe Stufe erreicht hat, wie dies vor drei- und viertausend Jahren unter den arischen Völkern Europas der Fall war. Nicht nur die Schilderungen des Tacitus, sondern noch mehr die altisländischen Quellen zeigen uns, daß die germanische Frau die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes war und daß die germanische Ehe nicht durch Kauf, sondern durch Vertrag auf Treu und Glauben und unter Heranziehung des weiblichen Teiles entstand. Hier hat der aus dem Mosaischen übernommene Satz „*Er soll dein Herr sein*“ nicht Fortschritt, sondern Rückschritt bedeutet. Und die Rückführung der Stellung der Frau auf die hohe Ebene, auf der sie im Zeitalter der „*barbarischen*“ Germanen stand, ist noch heute nicht beendet. Ob man unseren Ahnen, die wir bisher in der Hauptsache aus den Berichten der Griechen und Römer kannten, zutrauen wollen, daß sie die Fähigkeit besaßen haben, Natur und Kosmos zu beobachten und daraus auch hinsichtlich der Aufstellung eines Jahreskalenders ihre Schlüsse zu ziehen, war bisher Ansichtssache, trotzdem es bereits seit längerem bekannt ist, daß die Isländer des 10. Jahrhunderts gerade in dieser Hinsicht besser und genauer gearbeitet haben als die Griechen. (Die Kalenderreform von Porsteinn Sutr.) Die Forschungen von Wilh. Teudt, Professor Riem und anderer mehr, aber vor allem das Material, das Herman Wirth gerade auf diesem Gebiet zusammentragen konnte, belehren uns darüber, daß unsere germanischen Ahnen es wohl verstanden, den Himmel und die Sternenswelt zu beobachten, und daß sie mit den einfachsten Hilfsmitteln zu Ergebnissen kamen, die uns immer wieder aufs neue in Staunen versetzen. Die Fortschritte der auch ihrerseits auf das heftigste umkämpften Welteislehre des kürzlich verstorbenen Hanns Sörbiger, die Forschungen deutscher und anderer Gelehrter in Nord- und Südamerika und nicht zuletzt die weitere Bearbeitung des Wirthschen Materials werden uns, so hoffen wir, bald zu vermehrter Klarheit führen. Und wenn es gelingen sollte — auch daran ist wohl nach allem faum zu

zweifeln —, die uralten Inschriften und Schriftzeichen der Felsbilder und Felswände diesseits und jenseits der Nordatlantik zu entziffern und damit zu enträteln, dann wird es sich erweisen, ob das Licht der Kultur wirklich aus dem Orient mit seinen Despotien und Sklaven gekommen ist, oder ob nicht unsere nordatlantischen Ahnen von Urzeiten her einen besseren und höheren Lebensstil besaßen als die viel gepriesenen Orientalen. „Der germanische Dualismus“, so sagt Bernard Kummer („Die germanische Weltanschauung“), „bestand nicht in dem Gegensatz zwischen Gott und Welt, Vernunft und Sinnlichkeit, Geist und Fleisch, sondern er war ganz besonderer Art. Es ist etwa die Zerteilung der Welt in lebensfördernde und lebensfeindliche Kräfte. Und aus ihr folgt jene so wunderbare Selbige des Alltages und der Scholle.“ Der Germane knüpfte das Menschenlos nicht sklavisch an die Sterne, wie es die Babylonier taten, sondern er forschte furchtlos in den Weltenraum hinein und macht die Sterne dem Menschendasein

dienstbar. — Man kann solchen Menschen wohl mit Herman Wirth zutrauen, daß sie es vermochten, das Jahr und das Leben zu deuten und daß ihre Religion sich tief in diese Erkenntnisse hineinverslocht.

Wir können Herman Wirth dankbar sein, daß er hier das Werk seines Lebens suchte und fand und daß er unbeirrt weitererschreitet auf dem Wege der Erkenntnis. Mögen Einzelheiten der Wirth'schen Lehre falsch sein oder sich als falsch in seinem Auge widerspiegeln; soweit die Wissenschaft wahrhaftem Fortschritt dienen will, wird sie sich mit diesen Dingen sachlich beschäftigen, um das anzuerkennen, was zu beweisen ist, und das zurückzuweisen, was widerlegt werden kann. Das Große und Einmalige an Herman Wirth ist, daß er — weit hinausstrebend und hinausbringend über die vielen Einzelgebiete der Wissenschaft — zu tiefer Synthese und zu überragender Gesamtschau vom Geist unserer frühesten Ahnen zu kommen trachtete und — so können wir es wohl aussprechen — gekommen ist.

Politische Rundschau

Der Sieg der nationalen Revolution im Reich hat, wie erwartet werden mußte, alle Kräfte auf den Plan gerufen, die mit Angst und Sorge den Zusammenbruch des Systems von 1918 und die Erschütterung der psychologischen Grundlagen von Versailles als Folge der Neuordnung in Deutschland betrachten. Sie bedienen sich des im Kriege bewährten Mittels einer geschickten Sehpropaganda gegen das Reich und erhoffen sich dadurch eine Störung des Friedens, um dann in Deutschland noch einmal einen Umsturz herbeiführen zu können, der freilich nur mit dem Siege Moskaus enden würde. Hiergegen Front zu machen ist Pflicht aller Publizisten, deren Stimme im Auslande gehört wird. Es muß nachdrücklich betont werden, daß eine Revolution ohne Uebergriffe eine Unmöglichkeit ist, und daß alle Meldungen, soweit sie überhaupt Wahrheitsgehalt haben, unter diesem Gesichtspunkt gewertet werden müssen. Ob es in einem anderen Lande möglich gewesen wäre, den Marxismus aus Machtpositionen zu vertreiben, die er seit Jahren als fast uneinnehmbare Festung ausgebaut hatte, ohne daß es zu ernsthaften Zwischenfällen kam, muß wohl bezweifelt werden.

Natürlich sind es in erster Linie Marxisten, die jetzt vor allem in Paris wühlen und agitieren. Das Reich darf sich durch solche Einmischungen in innere Angelegenheiten des Volkstums nicht abhalten lassen, mit allen Mitteln den Bolschewismus in allen seinen Abarten zu vernichten. Deutschland ist heute schon der letzte Schutzwall gegen das vorwürgende Untermenschentum moskowitischer Prägung; es hat eine Mission für Europa zu erfüllen, wenn es diese Aufgabe durchführt, und wird sich in der Welt mehr Sympathien erringen, als wenn es immer noch lauernd und Kompromisse suchend mit den Sendlingen der Dritten Internationale paktieren würde. Frankreich hat bekanntlich einen Nichtangriffspakt mit Rußland geschlossen, dessen Inhalt in der deutschen Presse viel zu wenig beachtet worden ist. Polen steht innerhalb dieses Vertragssystems; es konnte sich deswegen jetzt erstmalig den Luxus leisten, Truppen von der Ostgrenze abzuziehen, um sie an die Reichsgrenze zu stellen. Beide Staaten werden als Schutzwall gegen Asien nicht mehr anzusprechen sein. Herriot hat ja sogar die Forderung aufgestellt, alles, was sozialistisch, das heißt

marxistisch fühlt und denkt, sollte sich zu einem Einheitsbund gegen den Faschismus zusammenschließen. So gesehen, gewinnt der Richtungsgriffspalt zwischen Frankreich und Rußland seine besondere Bedeutung, die Außenpolitik des Reiches sollte dem Rechnung tragen. Genau wie Moskau eine Trennung zwischen der Komintern und seiner offiziellen Politik behauptet, kann das Reich seine Außenpolitik von der Bekämpfung der III. Internationale trennen. Nimmt Moskau dagegen Stellung, dann würde allerdings erstmalig die Maske fallen und klar bekannt werden, daß Komintern und Regierung eins sind. Dann wäre es allerdings unmöglich, eine Außenpolitik noch weiter zu führen, die nur mit einer Katastrophe enden könnte.

Wir werden in naher Zukunft Entscheidungen treffen müssen. Neben der Front der Revisionisten zeichnet sich eine Front der Faschisten und Konservativen in Europa ab; sie zu einem einheitlichen Faktor zu gestalten, wird eine der Aufgaben unserer Außenpolitik sein. Der Gedanke hat werbende Kraft und bietet stärkere innere Werte als der Marxismus. Lassen wir Frankreich ruhig an der Spitze der für den Marxismus eintretenden Länder marschieren, es hat dann eine Parole, die nicht mehr große Zukunftswerte hat. Es verbindet sein Schicksal mit der inneren Schwäche der Bolschewiken, also wird man Rückwirkungen konstatieren können, wenn Stalin nicht mehr weiter kann. Für die deutsche Arbeit im Osten sind Ueberlegungen dieser Art von besonderer Bedeutung. Allerdings wird es notwendig sein, auch in den Vereinigten Staaten die werbende Kraft des Gedankens der Volkserneuerung verständlich zu machen. Die Hege, die dort gegen Deutschland betrieben wird, muß so schnell wie möglich paralytisiert werden, sonst gewinnt Frankreich den Boden wieder, den es verloren hat.

Eine gute Hilfsstellung haben uns die Franzosen ja in den letzten Monaten selbst gegeben; sie muß nur ausgenutzt werden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß der letzte Großangriff gegen den Dollar von Paris aus mit finanziert worden ist. Dieses taktische Spiel um die Vorbereitung der Revision des Schuldenabkommens hat allerdings seine Wirkung vollkommen verfehlt. Amerika hat den Stoß pariert, Frankreich ist mit seinen Absichten nicht durchgedrungen. Eine starke Schwächung Amerikas ist allerdings die Folge der Währungskrise, sein Zögern in der ostasiatischen Politik wohl eine der Konsequenzen. Welche

Politik Roosevelt in dieser Richtung führen wird, ist noch nicht klar zu erkennen. Vielleicht wird sich eine Gelegenheit zur Stellungnahme ergeben, wenn Japan tatsächlich sein Völkerbundsmandat über die pazifischen Inseln behalten sollte, auch wenn es eine Geschäftsführung ohne Auftrag wäre.

Der Austritt Japans aus dem Völkerbund ist eine vollzogene Tatsache. Sie wird manche Konsequenz für Europa und die Weltpolitik haben, zumal eine Regelung des Konfliktes in Innerasien auf die Dauer nicht mehr ausbleiben kann. Japan hat seine Stellungen an der chinesischen Mauer so weit ausgebaut, daß es nicht mehr zurückweichen wird. Ein Krieg auf chinesischem Boden ist in greifbare Nähe gerückt. Wir betrachten die Entwicklung dort mit wachsender Besorgnis, da Rückwirkungen auf Europa nicht ausbleiben werden, wenn das Reich der Mitte zu nationalem Widerstand ausholen sollte.

Der Völkerbund spielt allerdings bei der Schlichtung oder Klärung dieser Verwicklungen keine Rolle mehr. Er hat endgültig versagt. Wir glauben nicht, daß er noch einmal die notwendige Kraft aufbringen wird, um seine verlebte Autorität wieder herzustellen. Wie schwach diese geworden ist, zeigt das von uns erwartete neue Stöcken der Abrüstungskonferenz. Die Gegensätze traten in klarster Form zutage, die Konferenz war durch die Taktik der Franzosen mattgesetzt. Der leidenschaftliche Vertreter des Sicherheitsgedankens, Paul-Boncour, und der große Intrigant gegen alles, was deutsche Rechte bedeutet, Benesch, hatten sich wohl vorgestellt, daß sie durch ihre Drohungen gerade nach dem Umschwung im Reiche eine Einstellung auch der übrigen Mächte in Genf erreichen würden, die eine klare Festlegung der Versailler Abrüstungsfront stabilisieren, also die deutsche Entwaffnung verewigen würde. Benesch kennt nur die ewig gleiche Richtung seiner Saßpolitik gegen Deutschland, er konnte also den plötzlichen Wandel in der Weltauffassung gegenüber dem Reich nicht verstehen, Paul-Boncour noch weniger, da er wohl zu den Anhängern des Präventivkrieges gegen Deutschland gehört. Daß gerade zufällig auf der berühmten Westplatte die Polen militärische Verstärkungen zusammenzogen und im Weichselforridor Truppen massiert wurden, sollte die Bedrohung Deutschlands vollenden. Alle diese sehr durchsichtigen Manöver sind durch die Umsicht der englischen Außenpolitik zerstört worden. England hatte wohl die Gefahren einer Matt-

setzung der Abrüstungskonferenz erkannt. MacDonald nahm dem Völkerbund die Regie aus der Hand und suchte den Weg der direkten Verständigung zwischen den Völkern. Seine Reise nach Paris scheint nicht so ausgegangen zu sein, wie die Franzosen erwarteten. Der englische Abrüstungsplan spielte dabei wohl eine nebensächliche Rolle, England wurde sich der Tatsache bewußt, daß es als Partner von Locarno auch gegen Frankreich marschieren müßte, wenn von Paris aus ein Angriff gegen Deutschland vorgetragen werden würde. Hier stehen so große Interessen Englands auf dem Spiel, daß die Aktivität seines Premierministers zu verstehen ist. Von Genf ging MacDonald nach Rom, wo anscheinend, so weit die Dinge heute schon zu übersehen sind, der Versuch gemacht wurde, die alten Kontrahenten des Locarno-Vertrages in direkte Verbindung zu bringen, um jede Kriegsgefahr zu beseitigen. Die erste Aufnahme der Ergebnisse der römischen Konferenz durch die Presse in Frankreich und seinen Vasallenstaaten läßt darauf schließen, daß Frankreichs Isolierung ziemlich klar zutage tritt. Das Wort Revision ist wieder ausgeprochen worden. Die Locarno-mächte sollen an einen Tisch gebracht werden, um in der Politik der Kabinette die Probleme zum Austrag zu bringen, die gereift sind. Schon gelegentlich der eigentlichen Locarno-Konferenz erklärte der damalige polnische Außenminister, Graf Skrzynski, es sei für ihn ein unerträgliches Gefühl, zu wissen, daß die Grenzen seines Landes zur Diskussion stünden. Heute stehen wir vor derselben Lage, nur daß diesmal durch falsche Taktik Frankreichs das Problem diskussionsreif gemacht wurde. Das Ergebnis der englischen Initiative kann wie folgt zusammengefaßt werden: Der Vertrag von Versailles hat nur noch den Wert eines Schemas, die europäische Politik tastet sich an den Weg heran, der ohne kriegerische Entwicklung zu neuen Abmachungen führen soll, welche die Fehler von Versailles beseitigen. Genf wird dabei eine nebensächliche Rolle spielen, wenn man auch die Kulisse noch aufrechterhält, die Aktivität liegt bei den Regierungen selbst. Wir haben mit unruhigen Zeiten zu rechnen. Je schneller sich die Front der Revisionisten kräftigt und durchsetzt, desto besser, die Periode der Revision hat jedenfalls bereits begonnen.

Die Erkenntnis dieser Tatsachen wird sich freilich nicht in allen Ländern mit gleicher Schnelligkeit durchsetzen. Die stärksten Widerstände sind von den Vasallen Frankreichs zu er-

warten, die als verhätschelte Kinder keine große Lust verspüren dürften, nun als abgespielte Waise beiseitegelegt zu werden. Wir müssen vor allem damit rechnen, daß Beneš sein altes Ränkespiel in raffiniertester Form weiter betreibt und alle die dunklen Kanäle weiter ausnützt, die er sich mit reichlichen Geldmitteln ausgebaut hat. Seine Innenpolitik gegenüber dem Deutschtum in der Tschechei zeigt deutlich, daß er seinen Vernichtungsplan nicht fallengelassen hat. In Europa wird nicht eher Ruhe und Frieden werden, bevor nicht den Prager Verschwörern das Handwerk gelegt worden ist. Leider hat man sich in Berlin um die Prager Außenpolitik bisher zu wenig bekümmert, es ist hohe Zeit, hier wachsam zu sein. Die letzten Vorgänge auf währungspolitischem Gebiet stellen einen Versuch dar, der deutschen Wirtschaft hüben und drüben Abbruch zu tun. Es ist recht erfreulich, daß sich das Reich zu energischem Widerstand entschlossen hat. Nur so wird es gelingen, den tschechischen Wirtschaftspolitikern klarzumachen, daß das Deutschtum ein unentbehrlicher Faktor auch für die rein tschechische Wirtschaft ist.

Österreich hat sich in den letzten Wochen in innerpolitische Wirren hineinmanövriert, die auch dem genauen Kenner der Wiener Psychologie allmählich unverständlich werden. Die Regierung versucht mit allen Mitteln, das Aufkommen national-deutscher Strömungen zu verhindern, sie übersieht dabei, daß durch eine solche Politik gerade das Gegenteil erreicht werden wird. Das kraftvolle österreichische Volkstum in den Ländern, die nicht unter dem Einfluß der Wiener Asphaltpresse stehen, macht genau dieselbe Wandlung innerlich durch wie das deutsche Volk im Reich. Die Versuche der christlich-sozialen Heimwehren, eine Grundlage für die Rückkehr der Sababurger zu schaffen, werden ein Mißerfolg bleiben und einer Freiheitsbewegung den Boden ebnen, die uns nur erwünscht sein kann. Wie weit die Versuche, alle völkischen Dinge zum Erlahmen zu bringen, gehen, konnte erst kürzlich wieder festgestellt werden, als die christlich-soziale „Reichspost“ eine Einladung des Wiener Erzbischofs zensurierte, mit welcher er öffentlich die deutschen Katholiken zum Wiener Katholikentag unter der Parole eingeladen hatte, den Katholikentag zu einer machtvollen volksdeutschen Kundgebung zu gestalten. Erklärungen des Erzbischofs, die sich hierauf bezogen, unterdrückte die „Reichspost“ oder redigierte sie um. Der Bundes-

Kanzler Dollfuß wünscht keine volksdeutschen Regungen! Wir rechnen nicht mit einer schnellen Entwicklung in Oesterreich, da der Einfluß des Klerikalismus und des Marxismus so stark sind, daß sich das Volk nur langsam zur Gesundung durchringen wird. Immerhin ist in der Steiermark ein Anfang gemacht worden,

Tirol soll bald folgen. Wir wünschen, daß die Versuche einer unmöglichen Präsidialregierung, sich zu halten, bald an dem gesunden Volksempfinden der nationalen Stände und in den Ländern scheitern werden, dann hat Benešch viel Geld umsonst für seine Propaganda in Wien ausgegeben. Reinoldus

Vor dem Schnellrichter

„Des echten Manns Behagen

„Sei Parteilichkeit“, läßt Goethe seinen Prometheus sprechen und drückt damit nichts anderes aus als die Selbstgewißheit, die das tätige Leben verleiht. Die politische Frage, vor der sich heute das deutsche Volk in seinen besten Repräsentanten gestellt sieht, liegt in diesem Satze beschlossen. Soll es sich selbst aufgeben oder darf es sich auch heute, inmitten einer großen Wandlung der politischen Dinge, das Behagen der Parteilichkeit gestatten oder nicht? Diese Frage muß bejaht werden, obwohl die Voraussetzungen zu solcher Haltung geändert sind. Es muß jeder auf seine Saison selig werden können. Das ist der alte Geist von Potsdam. Dieser alte Geist verlangte unverbrüchliche Treue zum Ganzen. Das von Friedrich dem Großen gestaltete preußische Pflichtgefühl kannte keine Ausnahmen. Es war so übermächtig, und sein sittlicher Gehalt erschien so zwingend, daß es eben als der übergeordnete Begriff zu allen Erscheinungsformen der preußischen Menschen austrat. Es kannte weder Rasse noch Glaubensbekenntnis; Polen und Deutsche galten dem Könige gleich, sofern beide als gute Preußen ihre Pflicht taten.

So ist es denn ein zur Hoffnung verpflichtendes Ereignis, daß das neue deutsche Wollen von Potsdam verkündet wurde. Wir sehen die Möglichkeit einer Erneuerung der Katholizität (gemeint im Wortsinne des Allumfassenden, nicht im religiösen) des preußischen Gedankens in einem deutschen nationalen Bewußtsein. Wir erblicken sogar mehr, wir erkennen schon eine Verwirklichung der Idee innerhalb eines großen Kreises. Nun aber beginnt der schwerste Teil der Aufgabe: die Pösthensäger sind schon in das Paradies hinübergewechselt, stehen Schlange und haben Kummern bekommen. Sie rekrutieren sich aus den berufsmäßigen Speichelleckern, den hoffnungslosen Outsidern, den in ihrer Existenz Bedrohten — und den kompromittierten Leuten. Jetzt geht es um die

Menschen, die selber eine Nummer sind oder doch eine solche zu sein glauben, was manchmal auf das gleiche herauskommt. Wie werden sich die verhalten, die gewöhnt sind, den Beruf des geistigen Arbeitgebers auszuüben? Sagen wir es rund heraus: ihnen sind die geistigen Grundlagen der neuen nationalen Bewegung nichts Neues, nichts Fremdes. Sie sind bereit, zu helfen, aber sie erwarten, daß man sie nicht uniformiert. Gerade heute sind Gedankenfreiheit — und Charakterfestigkeit nötiger denn je für Volk und Staat.

★

Die Auslandsdeutschen

verfolgen mit Spannung das Werden im Reich. Sie wissen, daß ihre eigene Existenz auf die Dauer entscheidend davon abhängt, wie das Mutterland ihre Interessen gegenüber den fremden Staaten und Staatsvölkern vertritt, und begrüßen daher jede innere Stabilisierung des Reiches, die der gesamtdeutschen Verbundenheit Rechnung trägt und nach außen Macht verbürgt. Sie haben es gerade sehr nicht leicht. Sie sehen an den verengten reichsdeutschen Staatsgrenzen Freiheitsfeuer lohen, der Rundfunk trägt ihnen den Triumph der nationalen Erhebung im Reich zu, über ihnen selbst aber schwingt der Pole, der Tscheche oder der Belgier nach wie vor den Polizeinüppel, ja, die Machthaber über deutsches Volkstum überdenken mit Begierde die Möglichkeiten, die Geschehnisse im Reich gegen den Selbstbehauptungskampf der ihnen überantworteten Volksgruppen auszunutzen.

Die deutschfeindliche Propagandamaschine wurde zunächst einmal frisch geölt, und das Gift, das seit dem 30. Januar in West und Ost gegen die Regierung Sittler und die hinter ihr stehenden Parteien im besonderen und das Gesamtdeutschtum im allgemeinen gesprüht wird, enthält die gleichen Bestandteile, die sich

im Kriege gegen das deutsche Volk bewährt haben. Von dem Ausmaß dieser Verleumdungskampagne, die nach dem berühmten Beispiel von Antwerpen — die deutsche Meldung: „Nach der Eroberung der belgischen Festung wurden die Glocken geläutet“ lautete, nachdem sie durch die Entente-Prese gelaufen war, in französischer Aufmachung: „Nach der Eroberung von Antwerpen wurden belgische Priester als Klöppel an die Glocken gehängt“ — arbeitet und bewußt auf die moralische Isolierung Deutschlands hinielt, zeigt zugleich (und die Erfahrungen des Weltkrieges über ihre Wirkung sollten nicht unterschätzt werden), wie notwendig es ist, ihr von deutscher Seite rechtzeitig zu begegnen — und im Rahmen der Neuordnung des Reiches vor allem die Lage des Grenz- und Auslandsdeutschtums zu berücksichtigen, das dieser Propaganda mehr oder minder wehrlos ausgesetzt ist, ja, das vielfach schon als Mitträger dieser Propaganda mißbraucht wird und in der Gefahr steht, parteipolitisch aufgespalten zu werden. Diese Gefahr ist naturgemäß dort am größten, wo innerhalb des deutschen Volkstums wesentliche sozialistische und demokratische Gruppen vorhanden sind. Aber nichts wäre für den Selbstbehauptungskampf des Auslandsdeutschtums verhängnisvoller als eine Schichtung in zwei Gruppen: in die, welche die Entwicklung im Reich begrüßen, und die, welche sie ablehnen.

Die Staaten und Staatsvölker, denen an der Schwächung des Deutschtums gelegen ist, erhoffen diese Schichtung. Das oberste Gesetz des Volkstums, in allen volkspolitischen Fragen wenigstens einig zu sein, wäre durchbrochen. Und daraus ergibt sich sowohl für die Grenz- und auslandsdeutschen Führer wie für die Führer im Reich die verantwortungsvolle Verpflichtung in allem und jedem so zu handeln, daß der gesamtdeutsche Gedanke nicht Schaden erleide, die Neuordnung im Reich vielmehr ihre letzte Befestigung in der Stärkung des Grenz- und auslandsdeutschen Existenzkampfes erfährt.

★

Der innerösterreichische Machtkampf

gehört in den gleichen Zusammenhang. Er hat ein Höchstmaß an Verwirrung erreicht. Die Fronten scheinen vielfach vertauscht. Auch hier spielt die außenpolitische Abhängigkeit lähmend hinein, und das Charakteristische des gegenwärtigen österreichischen Zustandes ist wohl dies: daß Italien, das mit der nationalsozialistischen Machtergreifung im Reich durchaus sympathisiert, die öster-

reichische „Gleichschaltung“ hinausgeschoben oder gar verhindern möchte. Vieles, was in Österreich in den letzten Wochen geschah, hängt mit kleinlichsten parteipolitischen Ressentiments zusammen, und die Entwicklung des Kanzlers Dollfuß, der sich in den Diktaturwahn hineinsteigerte, ist dafür beispielhaft. Die Christlich-Sozialen wurden durch ihre legitimistische Gruppe und den Fürsten Starheimberg, der sich anscheinend seines großen Ahnen, des Verteidigers Wiens gegen die Türken, nicht mehr erinnert, in eine Sackgasse hineinmanöviert. aus der sie der Austromarxismus keinesfalls erretten wird.

Dabei liegen die Verhältnisse im Grunde sehr einfach. Die bisherige Verhinderung von Neuwahlen durch eine „autoritäre“ Regierung, die keine Autorität besitzt, war eine Groteske, und von Tag zu Tag erweist sich, daß der österreichische Nationalismus, der heute unter großdeutscher Fahne kämpft, trotz Armee, Polizei und — Heimwehr nicht auszuschalten ist. So sollten sich, nicht zuletzt im eigenen Interesse, gerade die Christlich-Sozialen einem Bündnis nicht versagen, dessen Abschluß dem deutschen Staate Österreich und seinen Parteien Erschütterungen ersparen würde, die dem Reich nicht erspart geblieben sind. So wenig sich die österreichischen und reichsdeutschen Verhältnisse vergleichen lassen (was in der reichsdeutschen Presse irrtümlicherweise noch immer vielfach geschieht, die bitteren Erfahrungen, die das reichsdeutsche Zentrum machen mußte, weil es den Auftrieb von rechts unter und die Bundesgenossenschaft der Sozialdemokratie überschätzte, sind nicht zu übersehen. In Österreich aber ist das rechtzeitige Sichfinden um so leichter, als in der Christlich-Sozialen Partei die bürgerlich-konservativen Kräfte überwiegen, und sie auch nach Neuwahlen nicht ausschalten sind. Gleichzeitig wäre mit dieser natürlichen Lösung dem großdeutschen Gedanken gebient, der heute durch mehr oder minder verworrene legitimistische Pläne getrübt wird.

★

Das Ausland

hat auf die deutsche Wandlung so reagiert, wie man es erwarten durfte. Es gehört nun einmal zu den Gepflogenheiten der Welt-Prese, über das deutsche Volk so zu berichten, wie es die Leser wünschen. Als Herr v. Papen Kanzler wurde, entdeckte man draußen die Affentafel, die Herr v. Papen nicht hatte liegen lassen, aber die nicht vergessene Tafel gab das Stichwort. Heute sehen wir

das gleiche: daß eine nationale Revolution nicht allenthalben mit Sandshuhen auftritt, daß sich die Leidenschaft explosiv bemerkbar macht, ist nach den vierzehn Jahren Verunglimpfung nicht überraschend. Es besteht nun aber, dünkt uns, die Gefahr, daß wir das Kind mit dem Bade ausschütten. Von den Mitteln zur Korrektur der Berichterstattung ist das der Ausweisung oder der Androhung von Strafen das schlechteste. Man kann auch aus Holland, aus der Schweiz über Deutschland berichten. Werden die Berichterhalter in Berlin mundtot gemacht, dann gewinnen die Aferberichte aus den neutralen Ländern an Glaubwürdigkeit. Zur Abwehr von Greuelberichten ist nur ein Mittel wirksam: eine aristokratische Haltung, auf deren Grundlage ein gewisser satirischer Humor entfaltet werden kann. Dann entsteht schließlich der Gluch der Lächerlichkeit für die Gegner. Wir empfehlen die Schaffung eines Berichtsmuseums. Selbst wenn darin einige Tatsachen enthalten sein sollten, so könnte daraus das Witzblatt der Zukunft werden. Tierfreunde aber wissen, daß Hunde das Lachen nicht vertragen können.

★

Die Opfer der Revolution

entfalten gegenwärtig eine umfassende Tätigkeit, die einen Reiz auf die Tränenröten der Mitwelt ausüben soll. Es bedarf keines besonderen Scharfsinns und keiner besonderen Informationen, um zu wissen, daß die ehemaligen Rühmleier der gestürzten Ordnung häufig wirklich bemitleidenswerte Existenzen geworden sind. Sie werden aber den Marktwert ihrer Lage nicht vermehren, wenn sie jammern. Es hat niemand danach gefragt, wie viele Zukunftshoffnungen tüchtiger Menschen im Jahre 1918 zerstört worden sind. Erblickte man nicht ein Verdienst in der Ausmerzungen monarchischer Gesinnung? Belohnte man damals nicht jeden Ueberläufer und jeden Gesinnungslumpen? Wer aber etwas ist und bedeutet, kann ganz gewiß auch heute seinen Weg machen. Wir empfehlen aber, nicht auf dem falschen Fuße Surra zu schreien. Sagen wir es offen heraus: wir warnen vor falschem Mitleid. Wer heute mit seinem Elend hausieren geht, verdient es. Es bleibt jedem auch heute unbenommen, auf Grund seiner menschlichen Qualitäten seine Existenzen zu sichern.

★

Zu dem Kampf gegen den Marxismus

hat sich in der ersten Phase der deutschen Revolution der Kampf gegen den Semitismus, vor allem auf

kulturellem Gebiet, gestellt. „Tagebuch“ und „Weltbühne“ sind bis zum September verboten; an den staatlichen und städtischen Theatern werden die führenden Männer jüdischer Art entfernt; aus der Charlottenburger Oper hat man den Kapellmeister Stiedry ausgewiesen, und Bruno Walters Leipziger und Berliner Konzerte sind verhindert worden. — Daß eine aktive Gegenaktion einmal kommen mußte, haben wir an dieser Stelle in unseren Diskussionen der jüdischen Vorherrschaft in Literatur und Kunst wieder und wieder betont. Wir haben gewarnt — ohne Erfolg; jetzt müssen die Folgen getragen werden. Wir nehmen an, daß es sich um unvermeidliche Uebergangsercheinungen handelt. Auf der anderen Seite aber ist zu sagen, daß dieser Kampf gegen den Semitismus und den Antigermanismus die eigentlich wichtigen und entscheidenden Faktoren noch völlig zu übersehen scheint. Das unverhältnismäßige Uebergewicht des jüdischen Geistes bei uns hat sich nämlich nicht aus dem semitischen, sondern aus dem arischen Semitismus ergeben. Auf 60 Millionen Deutsche kommen rund 600 000 Juden in Deutschland, also knapp 1 Prozent der Bevölkerung: die allein wären, noch dazu über das ganze Land verteilt, kaum imstande gewesen, den ganzen großen jüdischen Kunstbetrieb im Gang zu halten. Da müssen wir schon an unseren eigenen Bußen schlagen: die Verantwortung tragen wir zum größten Teil selber. Wer hat denn Emil Ludwig in Hunderttausenden von Exemplaren gekauft? — Die Zahl der erwachsenen Juden reicht zur Ausnahme seiner Auflagen wirklich nicht aus: wir müssen schon zugeben, daß da Tausende und aber Tausende von deutschen Käufern mitgeholfen haben. Wer hat Lion Feuchtwanger und Erich Kästner gekauft und gelesen? Wer hat „Sigli, eine von uns“ und „Menschen im Sotel“, Remarque und Peter Panter verschlungen? Nicht nur die Juden, sondern unzählige von uns — und zwar nicht etwa nur die bösen Demokraten und Sozialdemokraten, sondern gerade die guten nationalen Familien von rechts, denen diese Art Literatur viel leichter einging (und eingeht) als die guten Dinge von der eigenen Seite, die man ihnen wieder und wieder vorthielt. Wir sagten: Lest Paul Ernst, lest Kolbenheper, Barlach, Grimm, Desper! Die Antwort hieß: Das ist so schwer, wir wollen Entspannung. Es wird sehr amüsant sein, festzustellen, wie sehr jetzt nach dem Umschwung die Auflagen der wertvollen nationalen Dichter steigen werden; wir sind sicher,

daß der Unterschied gegen früher kaum zu merken sein wird. Den südlischen Geist in der deutschen Kultur durch Entfernen südlischer Schriftsteller, Musiker und Theatermenschen zu beseitigen ist verhältnismäßig einfach; die Lösung der Probleme, die der arische Semitismus aufgibt, ist viel schwieriger — und viel wichtiger.

★

Von der Zivilcourage der Deutschen

hatte schon Bismarck seine hohe Meinung. In diesen Wochen, in denen die Begeisterungsfähigkeit des Volkes ein so erfreuliches Zeugnis ablegt von der unverbrauchten Kraft und Frische, die in ihm steckt, erleben wir zwar überall die Zeichen, daß der alte soldatische Mut der Deutschen unveränderlich vorhanden ist; aber Mut gegenüber dem Feind ist etwas gänzlich anderes als der zivile Mut des Einzelnen, auch im Privatleben seinen Glauben, seine Anschauung von Recht und Ehre unerschrocken zu vertreten. So ist es recht beschämend, gerade heute tagtäglich an die Worte Bismarcks erinnert zu werden: „Mut auf dem Schlachtfelde ist bei uns ein Gemeingut, aber Sie werden nicht selten finden, daß es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt.“ Die mangelnde Zivilcourage gehört in der Tat zu den Nationallastern in Deutschland, aber keineswegs zu den ursprünglich angeborenen, sondern leider zu den erworbenen. Denn ein Blick in die Geschichte lehrt, daß diese Erwerbung erst aus den letzten drei- bis vierhundert Jahren stammt.

Darauf sollte man sich in diesen Tagen, in denen man bemüht ist, die Fehler einer ganzen Epoche abzustreifen, besinnen. Wenn ein Mann sieht, daß an seiner Seite ein anderer, rechtlicher, sauberer Volksgenosse von irgendwelchen irregulierten Leuten angegriffen und verprügelt wird — wenn ein anderer Mann etwas auf Wunsch seines Vorgesetzten tut, das in seinen Augen verwerflich ist — wenn schließlich ein Dritter in seinem Verantwortungsbereich Dinge duldet, die gegen seine Anschauung von Recht und Sitte gehen — und wenn alle diese drei Männer dann nicht den Mund aufstun und ihre Überzeugung mannhaft vertreten, so mögen sie noch so mutige Soldaten gewesen sein, sie sind und bleiben moralische Feiglinge. Wie kann man von den Führern der Nationalsozialisten, die doch alle im letzten Jahrzehnt Gelegenheit nahmen, ihre Zivilcourage zu erweisen, wie kann man von ihnen Respekt vor Andersdenkenden erwarten, wenn der Herr Staats-

rat Schäffer, nachdem er dauernd Brandreden gegen sie hielt und auf die unverantwortlichste Weise die Mainlinie beschwor, sich nun plötzlich hinter seine Partei verfrachtet und erklärt, er hätte dies alles nur aus Parteidisziplin getan, er selber wäre gar nicht so usw.? Man kann neben diesen Namen Duzende von anderen bekannten Namen stellen, und man könnte leider Tausende von unbekannten Namen aufführen, die in den letzten Wochen bei Einzelanlässen eine Charakterchwäche gezeigt haben, die unverantwortlich ist. Die nationalsozialistischen Führer werden einen solchen Mangel an Mut ihrer ganzen Wesensanlage gemäß nie und nimmer verstehen können. Sie haben das Recht, zu erwarten, daß an den verantwortlichen Stellen in Deutschland mutige, charaktervolle Leute sitzen, die den Ehrenschlib der Rechts- und Kulturbegriffe als freie Deutsche rein erhalten gegen alle Gefahren, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Man tut ihnen und dem Land schweren Schaden an, wenn man nicht durch mannhaftes Eintreten den Unfug und die Fehler irgendwelcher subalternen Organe oder disziplinloser junger Leute zu verhindern sucht. Darum sollte man dem deutschen Bürger laut und deutlich zurufen: „Mehr Zivilcourage, meine Herren!“

★

Außenpolitisch

erleben wir gegenwärtig eine Umstellung der anderen Völker. Wir stellen nicht ohne Befriedigung fest, daß eine außenpolitische Umstellung unsererseits noch nicht erfolgt ist. Die Dinge liegen nämlich so, daß unsere außenpolitische Lage innenpolitisch begründet war. Wir hatten eine doppelte Kriegsschuld: die innere und die äußere. Dabei war die innere die gefährlichere. Begründete doch die Linke ihren staatlichen Machtanspruch darauf. So brauchte denn das Ausland trotz aller Versuche ihrer Widerlegung keine Sorge zu haben. Das Fundament von Versailles war fest gegründet. Daher ist der amtliche Widerruf der Kriegsschuld: die äußere. Damit stellen wir unsere innere Ehre wieder her. Vor allem aber wird dem Auslande die Möglichkeit genommen, immer wieder an das andere Deutschland zu appellieren. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer sofortigen Umstellung des Auslandes. Der Vier-Mächte-Pakt enthält schon wünschenswerte Grundgedanken. Ob er realisiert wird, steht augenblicklich dahin. Die auf der Kriegsschuld:

beruhende Haltung Frankreichs ist inzwischen ihrer Hauptstütze beraubt worden. So gefährlich unsere Lage erscheint, so sehr ist sie trotz allem gebessert. Wir sind wieder selbstherrlich geworden, weil wir innerlich souverän auftreten. Der Vorstoß Polens gegen Danzig ist an dieser Tatsache gescheitert. Kurz und gut, wir ändern unsere außenpolitische Lage durch den inneren Gestaltwandel.

★

„Ein Körnchen Wahrheit“

nennt Ling Tsiu Sen eine Schrift, die vom Verein chinesischer Studenten in Berlin herausgegeben wird. Hier ist auf knappstem Raum vorbildliche Arbeit geleistet zu einer ersten, aber alles Wesentliche in großen Zügen enthaltenden Unterweisung über die gegenwärtige Lage des chinesischen Volkes und Staates. Das Buch gliedert sich in die Abschnitte „Die chinesischen Studenten in Deutschland“, „Abriss der kulturellen und politischen Entwicklung Chinas“ (meisterhaft in seiner Kürze und Klarheit) und „Zur Lage im Fernen Osten“. Wir wünschen diese Schrift in möglichst viele deutsche Hände. Denn bei aller kühlen Einschätzung der realen Machtverhältnisse im Fernen Osten ist der Deutsche aus eingeborenem Gerechtigkeitsdrang und auf Grund seiner eigenen schweren Erfahrungen durch die Unterdrückung nach Versailles geneigt, dem Schwachen, der von einem Mächtigen seines Rechtes beraubt wird, zur Seite zu treten. Diese Schrift des sein Volk und Land glühend liebenden und mit Zurückhaltung, aber gerade dadurch um so überzeugender für China kämpfenden Ling Tsiu Sen ist im besonderen Maße geeignet, ein klares Bild von der wirklichen Lage zu geben. Die Kenntnis der Art und des Wesens beider Völker ist die Grundlage der Urteilsbildung über die gegenseitige Situation. Ling bemüht sich, in China für die einem Asiaten leidlich unübersichtliche Entwicklung des deutschen Volkes Verständnis zu erwerben. Wir sollten seine Bemühungen, für das eigene Volk in Deutschland das gleiche zu leisten, unterstützen.

★

Die Dollarkrise

Kam als ein letzter Schlag für alle, die seit der Inflationszeit den Dollar geradezu als den Inbegriff der Stabilität schlechtthin betrachteten. Und dennoch wäre es falsch, in diesem Ereignis — ganz unabhängig vom weiteren Verlauf der Dinge — einen „Anfang vom Ende“ zu sehen. Denn erstens ist die jetzige amerikanische Krise in der Hauptsache eine

Bankenkrise und nicht eine Währungskrise. Keine ernste Gefahr droht dem Dollar von außen. Ausländische kurzfristige Gelder sind bereits im Jahre 1932 von New York fast restlos zurückgezogen worden; die jetzige Krise ist durch eine Bankenpanik im Inlande entstanden. Diese mußte kommen, und nur soobers Vertuschungs- und Verschönerungspolitik hat ihren Eintritt verzögert. Die eingefrorenen Aktien der Banken wurden weitergeschleppt in der Hoffnung, daß „irgendwie“ und „irgendwann“ eine Preiserhöhung kommen und den Banken aus ihrer schwierigen Lage heraushelfen würde. Der Bankenkrise waren weder der Regierung noch der Bankenapparat gewachsen. Das akute Stadium der Krise traf mit dem Moment des Regierungswechsels zusammen, zu einer Zeit, wo schnelles Handeln nicht innerhalb von Tagen, sondern innerhalb von Stunden vonnöten war. Trotz dieses Zeitverlustes war der frische Tatkraft Roosevelt ein unerwartet großer „psychologischer“ Erfolg nicht verfaßt. Andererseits fehlt es Amerika bei der geradezu anarchischen Dezentralisation seines Bankwesens an der Führung innerhalb der Geldwirtschaft, die in Deutschland der Reichsbank obliegt. Von diesem Standpunkt aus erscheinen die jetzigen amerikanischen Schwierigkeiten nicht als ein neuer Schritt zum Abgrund der Depression, sondern vielmehr als ein reinigendes Gewitter, welches die Voraussetzungen zum neuen Wiederaufstieg schafft. Solange der Ausleseprozeß im amerikanischen Bankwesen nicht abgeschlossen und solange die Abwertung der inländischen Schulden noch nicht vollzogen ist, konnte von Amerika kein Anstoß zur Wiederbelebung der Weltwirtschaft ausgehen.

In den letzten Jahren hat man allzuviel Hoffnungen auf internationale Konferenzen als Mittel zur Überwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Welt gesetzt. In Wirklichkeit ist aber eine Gesundung der Weltwirtschaft nur auf dem Wege der vorherigen Gesundung und Wiederherstellung ihrer einzelnen nationalen Glieder möglich. Deutschland ist in diesem Sinne vielen anderen Staaten voran, indem es durch die Not der Umstände gezwungen war, eine besonders schwere, aber heilsame Kur durchzumachen. Die durch die jetzige Dollar- und Bankenkrise in Amerika erzwungene, wenn auch verspätete Sanierung räumt eins der wichtigsten Hindernisse auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Wiederaufbaues der Welt aus dem Wege.

Vom deutschen Standpunkt aus gesehen, kann die amerikanische Krise auch eine heilsame Wir-

lung auf den internationalen Geldmarkt und — indirekt — auf die Kapitallage Deutschlands ausüben. Für Inflationsmiesmacher und „Kapitalflüchtlinge“ dürften die Vorgänge der letzten Wochen als Beweis dafür dienen, daß es heutzutage in dieser unvollkommenen Welt überhaupt keine „festen“ Währungen gibt, und daß in dieser Beziehung die Reichsmark nicht schlechter ist als der Dollar oder der noch stabile französische Franken oder holländische Gulden. Mit Recht wird das vagabundierende internationale Gluthkapital, das in den letzten Jahren von einem Land nach dem anderen wandert, als ein ständiger Gefahren- und Störungsfaktor angesehen. Deshalb würde seine Repatriierung zur Beruhigung des internationalen Geld- und Kapitalmarktes ganz wesentlich beitragen, ganz abgesehen davon, daß der Rückfluß dieses Gluthkapitals zum Ausgleich der deutschen Zahlungsbilanz in der nächsten Zeit mithelfen würde.



Die Arbeitsverdienste

sind in USA. während der Krise in wesentlich stärkerem Ausmaß zurückgegangen als in Deutschland. Das deutsche Gesamtarbeitseinkommen, das heißt die Arbeits-einkommen aller Arbeiter, Angestellten und Beamten, ohne Ruhegelder und Renten, war im letzten Vierteljahr 1932 mit 6,4 Milliarden Reichsmark um 42 Prozent niedriger als im gleichen Vierteljahr 1929, in dem es 11,1 Milliarden Reichsmark betragen hatte. In USA. lag die Gesamtlohnsumme im November 1932 sogar um 63 Prozent unter der zur gleichen Zeit im Jahre 1929. Rechnet man in Deutschland zum Gesamtarbeitseinkommen noch die Ruhegelder und Renten hinzu, die man in USA. bekanntlich kaum kennt, die aber bei uns in mehrfacher Milliardenhöhe gewissermaßen als indirekte Löhne die Erzeugung mitbelasten und die mit sinkender Erzeugung und vermehrter Arbeitslosigkeit weiter ansteigen, so liegt diese Gesamtsumme im Jahre 1932 nur um etwa

33 Prozent unter der des Jahres 1929. Der Rückgang der Gesamtlohnausgaben war in USA. also wesentlich größer als der der Erzeugung, während in Deutschland die Ausgaben für Lohn- usw. Zweide nicht im gleichen Ausmaße heruntergegangen sind wie die Erzeugung. Die Anpassung an die Wettbewerbsslage war also in USA. größer als bei uns. Auch der Verdienst des einzelnen noch in Beschäftigung gebliebenen Arbeiters ist in USA. wesentlich mehr heruntergegangen als in Deutschland. So lag der durchschnittliche Wochenverdienst des amerikanischen Industriearbeiters im November 1932 um 38 Prozent unter dem, was er durchschnittlich im November 1929 verdient hatte. Beim deutschen Industriearbeiter war der Bruttowochenverdienst im vierten Vierteljahr 1932 im Durchschnitt um 29 Prozent niedriger als zu gleicher Zeit 1929. Da sich aber in dieser Zeit die Abzüge für Sozialversicherung und Steuern erhöht hatten, ging sein Nettoverdienst um 34 Prozent herunter.

Das Institut für Konjunkturforschung glaubt, daß in Deutschland nunmehr das Gesamtarbeitseinkommen den tiefsten Punkt überwunden hat, da ein weiteres Zurückgehen der Lohn- oder Gehaltsätze oder der Beschäftigung nicht zu erwarten sei. Für das Gesamtarbeitseinkommen dürfte dies wohl zutreffen. Wir hoffen und wünschen daher, daß diese optimistische Voraussage in Erfüllung geht. Desto eindringlicher muß man aber davor warnen, hieraus den Schluß ziehen zu wollen, daß nun auch für den Einzelnen eine Steigerung seines Arbeitseinkommens zu erwarten sei. Wichtiger für die Allgemeinheit ist es, zunächst möglichst alle Arbeitslosen wieder an die Arbeit und in Verdienst zu bringen. Erst wenn dies gelungen ist und wenn die Wettbewerbsslage es gestattet — vergleiche das Beispiel in USA. — wird es möglich sein, daran zu denken, auch das Arbeitseinkommen des einzelnen Arbeiters, Angestellten und Beamten langsam wieder zu erhöhen.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Erich Müller, Berlin. — Matthias Scholtes, Köln. — Dr. Paul Fichter, Berlin. — Archivrat Dr. Robert Paul Oswald, Potsdam. — Wilhelm Kohl, Gengenbach. — Georg Kesperstein, Jena. — Dr. Friedrich Kottje, Düsseldorf. — Professor Dr. Albert Dresdner, Berlin. — Werner Bergengruen, Berlin.

erarische Neuigkeiten

- Cremer.** — Die Marneschlacht. Eine deutsche Tragödie. Von Paul Joseph Cremer. 156 S. M. 2,50. Berlin, J. G. Cotta.
- Das wiedergefundene Paradies.** — Urschuld und Lösung. 358 S. M. 8,50. Stuttgart, Storch-Verlag.
- Diellius.** — Das Wiedererwachen des Glaubens in der Gegenwart. Von Otto Diellius. 43 S. M. 0,75. Berlin, Buchholz und Weißwange.
- Edert.** — Alter und neuer Imperialismus. Von Christian Edert. 46 S. M. 1,50. Jena, Gustav Fischer.
- Erdmann.** — Die Konstruktionsfehler der Welt. Von Hugo Erdmann. 117 S. Berlin, Wolf Seyer.
- Hartge.** — Baltische Kriegshelden. Von O. Hartge. 77 S. Reval, S. Wassermann.
- Hinnerk.** — Triumph der Wissenschaft. Von Otto Hinnerk. 145 S. Zürich, Rascher & Cie.
- Huber.** — Reichsgewalt und Staatsgerichtshof. Von E. R. Huber. 78 S. M. 1,—. Oldenburg, Stalling.
- Jungmannschaft im Arbeitsdienst.** — Bericht und Aufruf aus Baden. Karlsruhe, G. Braun.
- Klages.** — Goethe als Seelenforscher. Von Ludwig Klages. 95 S. Leipzig, Joh. Ambr. Barth.
- Kobler.** — Der Weg des Menschen vom Links zum Rechtsänder. Von Richard Kobler. 142 S. Wien, Moritz Perles.
- Kröder-Gechter.** — Die religiöse Situation der christlichen Jugend Deutschlands. Von Friedrich Kröder und Rolf Gechter. 70 S. Stuttgart, Adolf Bonz.
- Künkel.** — Krisenbriefe. Von Fritz Künkel. 264 S. M. 4,30, Leinen M. 5,85. Schwerin, Friedrich Bahn.
- v. Loesch.** — Das Antlitz der Grenzlande. Von Carl C. v. Loesch. 268 S. M. 5,50. München, S. Bruckmann.
- Maday.** — Abrechnung. Randbemerkungen zu Leben und Arbeit. Von John Henry Maday. 188 S. Berlin, Maday-Gesellschaft.
- Nadler.** — Literaturgeschichte der deutschen Schweiz. Von Josef Nadler. 542 S. Leipzig, Grethlein & Co.
- Owlglaß.** — Stunde um Stunde. Von Dr. Owlglaß. 61 S. M. 0,80. München, Albert Langen.
- Stern.** — Wissenschaftliche Selbstbiographie. Von Alfred Stern. 32 S. M. 1,25. Zürich, Gebr. Leemann & Co.
- Siegler.** — Das Urlicht und das Hauptgerüst richtiger Weltanschauung. Von J. S. Siegler. 48 S. Zürich, Weltformelverlag.

Wichtige Bücher aus unserem Verlage:

- Rudolf v. Broecker**
Der Volksdeutsche fremder Staatsangehörigkeit im Reiche
Eine Darstellung seiner Rechtslage
Kartonierte RM. 1.60
- Wilhelm Fehse**
Im Spiegel des alten Proteus
Wilhelm Raabe als Seher unserer Zeit
Halbl. RM. 4.60, kart. RM. 3.80
- Theodor Grentrup**
Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa:
Steif kartoniert RM. 11.—
- Edgar J. Jung**
Die Herrschaft der Minderwertigen
Ganzl. RM. 7.60, brosch. RM. 6.75
- Wilhelm v. Kries**
Serren und Knechte der Wirtschaft
Ganzl. RM. 5.30, kart. RM. 4.40
- Gustav Peters**
Der neue Herr von Böhmen
Eine Untersuchung der politischen Zukunft der Tschechoslowakei
Steif kartoniert RM. 3.—
- Albrecht Rogge**
Die Verfassung des Memelgebietes
Ein Kommentar zur Memelkonvention
Steif kartoniert RM. 10.—
- Paul v. Sokolowski**
Die Verjüngung Europas . . .
eine andere große russische Gefahr
- Willy Stiewe**
Der Krieg nach dem Kriege
eine Bilderchronik aus Revolution und Inflation
Halbleinen RM. 3.20
- Willy Stiewe**
So sieht uns die Welt
Deutschland im Bild der Auslandspreffe
Ganzl. RM. 3.20, kart. RM. 2.60
- Hans Siegfried Weber**
Der Kampf um die Saar
Ganzl. RM. 5.—, kart. RM. 4.—
- Wilhelm Winkler**
Statistisches Handbuch des gesamten Deutschlands
Ganzleinen RM. 10.—
- Max Worgitzki**
Ostpreußen —
Selbstbestimmungsrecht oder Gewalt?
Kartoniert RM. 1.—

TORPEDO
DAS QUALITÄTSRAD

Einbanddecken
zur „Deutschen Rundschau“
pro Band (3 Hefte) M. 1.—

WILLY STIEWE:

SO sieht uns die Welt!

Deutschland im Bild der Auslandspresse

Inhaltsangabe, zusammengestellt aus Urteilen der Presse:

100 Photographien aus der großen Presse des Auslandes geben uns die unmittelbare Anschauung dessen, was das Ausland von uns hält.

Niederdeutsche Zeitung, Hannover, 3. 3. 33.

Eine Zusammenstellung von bildlichen und textlichen Auslandsurteilen, wie sie sachlicher, amüsanter und zugleich drastischer noch nicht veröffentlicht wurde.

Mannheimer Tageblatt, 2. 3. 33.

Wie die Engländer Deutschland sehen, was die französischen Zeitungen schreiben, wie Italien denkt und wie man sich über das Rätsel Hitler in der Welt draußen den Kopf zerbricht, das hält Stiewe in Wort und Bild fest, das erhärtet er durch Beiträge von Mitarbeitern aus Genf, Mailand, London, Paris usw.

Neues Wiener Journal, 28. 2. 33.

Wir sehen Bilder, die uns den ganzen Abstand der reißend schnellen Entwicklung unseres Volkes von den langsam nachfolgenden Versuchen der anderen, diese Entwicklung zu verstehen, vor Augen führen.

Kyffhäuser, Berlin, 12. 3. 33.

Was dem Buche besonderen Wert verleiht, ist die Tatsache, daß dem Leser sozusagen mit Keulenhieben die Bedeutung der Wort-, Schrift- und Bildpropaganda in der Außenpolitik eingehämmert wird.

Ostpreuß. Zeitung, Königsberg, 3. 3. 33.

Gute Begleittexte, zum Teil vom Verfasser, zum Teil von deutschen Auslands-korrespondenten, bereichern die wertvolle Schrift. Hiermit sind uns die geistigen Waffen an die Hand gegeben, der Verknennung deutschen Wesens zu begegnen.

Saar-Zeitung, Saarlouis, 10. 3. 33.

Kartonierte M 2,60

Ganzlein. M 3,20

Man kann nur allen verantwortlichen und zuständigen Stellen auf das dringendste nahelegen, dieses schmale Buch, gefüllt mit erdrückendem Material, zu studieren und zu lesen, was die Mitarbeiter Stiewes dazu schreiben.

Der Tag, Berlin, 26. 2. 33.

Verlag Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin SW 68

Das wahre Gesicht Sowjetrußlands
erkennen Sie in dem hochinteressanten Buche

Eine deutsche Frau erlebt Sowjetrußland
Von Helene von Watter

Rußland ohne Mäulchen, ungeschminkte Darstellung, das ist der bestimmte Eindruck beim Lesen. Die Inhaltsschweren zwölf Kapitel der Reisenden in der Holzklasse 1929 und 1931, zuletzt als Bauerfrau verkleidet, und die dreißig Eigenaufnahmen dazu, geben ein erschütterndes Bild der allgemeinen Verhältnisse und spezifischen Not im Sowjetstaat. Auf den 112 Seiten wird über Rußlands allgemeines Gesicht, Frau und Familie, Fünfjahresplan, Arbeiter und Arbeitsverhältnisse, Landwirtschaft, Deutschum, Gesundheitswesen, Bildungsweisen, Kultur und Kirche, so viel Aufschlußreiches zusammengefaßt, daß man das Buch nur empfehlen kann.

Sie belegt ihre Schilderung nicht nur mit Zahlen, sondern auch mit Bildern.

So unverblümt Wahres und sachlich Richtiges über Rußland findet man selten.

Die Verfasserin hat hinter die offizielle Wand gesehen und erzählt sehr sachlich, ohne alle Voreingenommenheit.

Diese Schrift darf man zu den besten rechnen, die über das Sowjet-Item geschrieben worden sind.

Mit 30 Eigenaufnahmen. • Lwd. RM. 2.75, kartoniert RM. 2.20, broschiert RM. 2.—
In jeder Buchhandlung zu haben • Prospekt kostenlos vom

Bergstadtverlag, Wth. Gottl. Korn, Breslau I.

GERHARD
MENZEL



Flucht Linge

Erlebnis Deutscher in fernen Ländern

anzulegen Mark 580 • Kartonierte Mark 4.—

Es ist ein erzählerisches Meisterstück: wie Menzel auf engstem Raum, im Ablauf von Tagen, ein höchst bewegtes Gemeinschaftserleben sich gestalten läßt. Das ist in einem großen Zuge zwingend aufgebaut, gesteigert, der bewundernden Lösung zugeführt: deutsches Volksschicksal, unbeflügelt, unpolitisch, wesenhaft erschaut und gestaltet. Von Menzels Arbeiten, und gerade von den „Flüchtlings“, geht die Gewißheit einer von Erkenntnis und Verantwortung getragenen, eindeutig positiven Kraft aus, eine über alle tragischen Stationen hinweg befreiende Gewißheit.

Berliner Börsenzeitung

Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau

Wollen Sie
zuverlässig
unterrichtet sein?
... dann lesen Sie die

Deutsche Allgemeine Zeitung

DAS GROSSE DEUTSCHE WIRTSCHAFTSBLATT